BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS



Aus der Bibliothek von

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



Zu der Erzählung „Die Kassette“ von Friedrich Thieme. (S. 82)
Originalzeichnung von Zander & Labisch.

Bibliothek

der

Unterhaltung
und des Wissens

Mit Original-Beiträgen
der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1903 • Dritter Band



Stuttgart • Berlin • Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

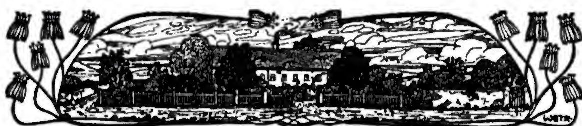
[illegible]

[illegible]

[illegible] 1938

№ 3.


Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis.







Brot oder Tod!

Sizilianischer Roman von Woldemar Urban.



(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Neuntes Kapitel.



Der Staatsanwalt Emanuele De Luca stammte aus einer kleinen Beamtenfamilie, die, obwohl adelig, nichts ihr eigen nannte als eben das Einkommen aus ihrem Amt. Sein Vater war Bibliothekar an einer der großen Staatsbibliotheken, und da er außer seinem Sohn Emanuele noch zwei Töchter hatte, so bedurfte es vieler Entbehrungen und pekuniärer Anstrengungen, um dem Sohne das Studium zu ermöglichen.

Vielleicht war es diese strenge Schule von Hause aus, die dem jungen Juristen eine ernste, gewissenhafte Lebensanschauung beigebracht. Wie oft war ihm von seinem Vater schon zu einer Zeit, wo andere junge Leute sich noch in allerhand Jugendeseleien gefallen, gesagt worden: „Du übernimmst durch den Aufwand, den deine Erziehung und dein Studium verursacht, die Verpflichtung, der Hort der Familie zu sein, deinen Schwestern zu helfen, wenn sie deiner Hilfe je bedürfen sollten, denn du studierst zum Teil mit auf ihre Kosten."

Herr De Luca war sich dieser Verpflichtung stets bewußt geblieben. Streng und gemessen, fleißig und strebsam, von peinlicher Rechtlichkeit, war er eigentlich in seinem innersten Wesen das Muster eines Staatsanwalts. Nichts war ihm so zuwider als Unordnung, Ungesetzlichkeit, Bosheit und versteckte oder offene Verworfenheit. Das Gesetz war ihm faktisch in Fleisch und Blut übergegangen, und das wurde ihm in Sizilien zum Märtyrertum.

Er hätte mit seinen Anschauungen überallhin besser gepaßt als nach Sizilien, wo es dem Gesetz wie vielleicht nirgends in Europa an Achtung und Ansehen mangelt, wo sich ganze Bevölkerungsklassen zum gemeinsamen Verbrechertum zusammenfinden.

So wurde ihm sein Amt zur Qual. Seine Untersuchungen gegenüber einer skrupellosen, verlogenen Bevölkerung, die einen Meineid, einen Mord unter Umständen als ihr natürliches Recht ansah, machten ihn nervös, müde und matt, manchmal bis zur Verzweiflung. Schon in dem Prozeß gegen Baron Gualtieri hatte er bemerkt, welche feindselige Macht er in der Bevölkerung von Palermo gegen sich hatte. Leute, die in der Voruntersuchung belastend ausgesagt hatten, widerriefen in der Hauptverhandlung alles und beschworen ohne Zögern das Gegenteil, und wenn er dann auf die psychologischen Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten solcher Ergebnisse hinwies, den Geschworenen den Schuldbeweis sozusagen in den Mund strich, so konnten sich diese doch nicht von der Schuld „überzeugen“ und sprachen den Angeklagten frei.

Nun lag wieder die Untersuchung gegen Salvatore Colantonio vor. Dort hatte man — nach der Überzeugung De Lucas, der er jetzt nicht einmal mehr Ausdruck geben durfte — einen Schuldigen laufen lassen,

hier lag die Gefahr vor, daß man einen Unschuldigen verurteilte. Sah denn dieses Volk nicht ein, wie entsetzlich es selbst unter solchen Zuständen leiden mußte? War der Egoismus so stark, daß er das Rechtsgefühl und die Moral ganzer Bevölkerungsklassen zerfaserte? *)

Der Procuratore stützte müde den Kopf in die Hand und überlas noch einmal das Protokoll, das sein Sekretär soeben über die Vernehmung des Gaetano Russo aufgesetzt hatte. Gaetano hatte also richtig angegeben, daß er auf der Rückkehr von dem Commendatore dei Falconari mit Salvatore Colantonio in der Kapelle der Madonna del Mare zusammengetroffen, und dieser ihm erzählt habe, daß er die Glocke aushängen und ins

*) Ueber die Zustände in Sizilien und besonders in Palermo gibt die vom Ministerium des Innern in Rom angeordnete Untersuchung des Commendatore Schanzer über die Verwaltung der Stadt Palermo, die kürzlich veröffentlicht worden ist, geradezu entsetzliche Aufschlüsse. Ein Staatsanwalt, so stellt Schanzer durch Dokumente und Protokolle fest, nannte das Ufficio di stato civile in Palermo (zu deutsch etwa Standesamt) in öffentlicher Sitzung in einem Prozeß, bei dem es sich um gefälschte Dokumente handelte, eine „associazione di malfattori" (Verbrecherbande). Ein Beamter dieses edlen Standesamtes, ein Herr Paresce, stellte einem gewissen Reggio Giuseppe einen falschen Geburtsschein aus und wurde zu 35 Tagen Gefängnis verurteilt — ohne jeden Erfolg. Der Mann blieb ruhig im Amt. Das neuerbaute Politeama war mit 600,000 Lire veranschlagt und kostete 3 Millionen, das Teatro Massimo, mit 2,450,000 Lire veranschlagt, kostete 7 Millionen — also über zehn Millionen für zwei Theater verschleudert. Und dies in einer Stadt, die kein auch nur einigermaßen genügendes Hospital hat.

Diese wenigen Tatsachen aus der Fülle des Materials mögen dartun, daß obige und spätere Schilderungen nicht auf Übertreibungen beruhen.

Meer werfen wolle, damit die Bimmelei aufhöre, wenn er mit Assunta hierher käme. Gaetano habe ihn davon abzubringen gesucht und ihn auch in dem Glauben, daß es Colantonio nicht zum Äußersten kommen lassen werde, verlassen.

„Und das wollen Sie beschwören?“ fuhr der Staatsanwalt Gaetano plötzlich unvermittelt und laut an.

„Es ist die Wahrheit,“ antwortete Gaetano, wie auswendig gelernt.

„Ich sage, ob Sie das beschwören wollen?“ wiederholte De Luca ernst und drohend.

„Ja,“ erwiderte Gaetano mit einem fast unmerklichen Zögern.

Der Staatsanwalt faßte ihn scharf ins Auge. Das war kein Bild der Wahrheit. So sah sie nicht aus. Es wäre Herrn De Luca vielleicht schwer oder unmöglich gewesen, in diesem Augenblick zu sagen, was ihn auf diese Idee brachte. Aber er hatte sich im Laufe der Zeit doch schon einen gewissen psychologischen Scharfblick angeeignet, mit dem er herausfühlte, was ihm vielleicht nicht immer klar und logisch zum Bewußtsein kam. Wenn der Mann log, kalkulierte De Luca, so konnte er das vielleicht klarer sehen, wenn er ihm sein Opfer vorführte. Die Konfrontation der beiden konnte Licht in das Dunkle der Angelegenheit bringen.

Er schellte und befahl dem eintretenden Gefangenwärter: „Führen Sie Salvatore Colantonio vor.“

Dabei behielt er den Zeugen Gaetano Russo scharf im Auge.

Gaetano schien verblüfft. Ein eigentümliches Zucken flog um die Augen, als wenn er erschrocken wäre.

„Sie kennen natürlich den Angeklagten schon lange?“ fragte De Luca lauernd.

„Natürlich,“ antwortete Gaetano kurz.

„Sie werden sich also freuen, ihn einmal wiederzusehen. Wie? Er ist doch Ihr zukünftiger Schwager.“

„Ja. Selbstverständlich.“

Als Salvatore eintrat, sah er sich Gaetano, der ihm den Rücken zugewandt stand, erst prüfend an, als ob er sich vergewissern wollte, daß er sich nicht täusche. Dann flog ein heller Freudenstrahl über das offene, energische Gesicht des jungen Arbeiters. Er ging rasch auf Gaetano zu und drückte ihm beide Hände zum Willkommen.

„Gaetano,“ rief er herzlich und erfreut aus, „du hier? Der Madonna und den Heiligen Dank, daß ich doch einmal in diesem verwünschten Loche ein liebes Bekanntengesicht sehe.“

„Ich meinerseits hätte freilich gewünscht, dich nicht hier zu sehen, Salvatore,“ erwiderte Gaetano leise und gedrückt.

„Und Assunta?“ fuhr Salvatore in der Freude seines Herzens fort. „Du kommst doch von Assunta?“

„Salvatore Colantonio,“ fiel ihm Herr De Luca trocken und geschäftsmäßig ins Wort, „ich habe Sie rufen lassen, um Ihnen die Zeugenaussage vorzulesen, die Gaetano Russo in Ihrer Angelegenheit gemacht hat.“

Salvatore drückte Gaetano nochmals die Hand, als ob er ihm danken wollte, und sagte dann höflich zum Staatsanwalt: „Ich bin zu Ihrer Verfügung.“

De Luca setzte sich so, daß er die beiden, über das Blatt hinwegsehend, im Auge behalten konnte, dann las er mit ruhiger, monotoner Stimme das Protokoll vor. Schon bei den ersten Sätzen, die von der angeblichen Zusammenkunft der beiden in der Kapelle der Madonna del Mare handelten, verfärbte sich Salvatore, und seine Augen nahmen einen glitzernden Ausdruck an. Aber noch verhielt er sich ruhig, paßte scharf auf,

den Blick bald fragend und staunend auf den Staatsanwalt, bald auf Gaetano gerichtet, als ob er seinen Ohren nicht traue und sich zu täuschen fürchte.

„Das hast du ausgesagt!“ schrie er plötzlich.

Gaetano wich unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Ich bin noch nicht fertig, Colantonio,“ bemerkte Herr De Luca streng, „und muß Sie bitten, sich ruhig zu verhalten, sonst muß ich Sie fesseln lassen. Sie werden am Schluß noch Gelegenheit genug haben, sich auszusprechen.“

Dann fuhr er in seiner Vorlesung fort, und Salvatore hörte zu, sich mit fast übermenschlicher Kraft zur Ruhe zwingend. Nur ein schlecht unterdrücktes Keuchen und Gurgeln hörte De Luca manchmal, und wenn er ihn verstohlen ansah, bemerkte er, daß Salvatore mit ineinander geballten Händen und zusammengebissenen Lippen dastand, als ob er sich selbst zurückhalten und fesseln müsse, um nicht in maßloses Toben auszubrechen.

Erst als De Luca fertig mit Vorlesen war und eben fragen wollte, was er dazu zu bemerken habe, hörte er die zitternde, von Tränen erstickte Stimme Salvatores: „Lügner! Schändlicher, verleumderischer Schuft, Spott von einem Menschen! Widerrufe — — oder es ist dein Ende!“

Im Nu warf er sich mit einer furchtbaren Gewalt auf Gaetano, faßte ihn an der Gurgel und würgte ihn.

Die Wärter sprangen sofort herzu, und nur schwer wurde der starke, in seiner Wut und Aufregung noch unwiderstehlichere Salvatore überwältigt. Es war nur ein kurzer Auftritt, aber es sprach aus der explosiven Leidenschaft Salvatores doch deutlich und klar, daß er durch die Aussage Gaetanos um alle Überlegung und Selbstbeherrschung gebracht war. Schon als die Wärter ihn rechts und links festhielten und eben beschäftigt

waren, ihm die Hände auf dem Rücken zusammenzuschließen, riß er sich noch einmal los und stürzte sich wieder auf Gaetano.

„Widerrufe!“ gurgelte er zitternd und halb ohnmächtig vor Wut. „Widerrufe!“

Als er die Fessel an den Händen spürte, schien seine Kraft endlich gebrochen. Der starke Mann fiel förmlich in sich zusammen, seine Züge verzogen sich schmerzlich, Tränen stürzten ihm aus den Augen, und mit schwacher, weinerlicher Stimme, mutlos und elend, brachte er die Worte hervor: „Ja, ja, jetzt bin ich verloren!“

Gaetano war bleich bis in die Lippen hinein geworden, rührte sich aber nicht vom Fleck. Es wäre ihm ganz recht gewesen, wenn Salvatore ihn in der Wut niedergeschlagen hätte, daß er nicht wieder aufstand. Er machte nicht die geringste Bewegung der Abwehr. Stumm und starr wie aus Stein stand er da.

„Und Sie wollen das beschwören?“ fragte De Luca nach einer kurzen feierlichen Pause ihn nochmals.

„Ja,“ antwortete er.

„Sie wissen, daß schwere zeitliche und ewige Strafen im Diesseits und im Jenseits den Meineid rächen?“

„Ich weiß es.“

„Gaetano!“ schrie Salvatore noch einmal mit seiner mächtigen Stimme auf, bittend, beschwörend und verzweifelt zugleich.

Gaetano rührte sich nicht. Es war ihm offenbar nicht um sich selbst zu tun. Er war nicht feige und auch nicht schlecht. Er hätte vielleicht jetzt noch alles widerrufen, was er zu Ungunsten Salvatores ausgesagt, aus reiner Liebe zu diesem und unbekümmert darum, ob es wahr oder unwahr war. Aber dann war er in Sizilien unmöglich, dann wurde er Nachts an irgend

einer Ecke niedergestoßen oder erhielt auch am hellen Tage eine Kugel ins Gehirn aus sicherem Versteck, morgen, oder nächste Woche, oder nächsten Monat. Aber einmal kam's. Das war sicher. Was wurde dann aus seinem Weib und seinen Kindern? Sollte er sie wieder dem Straßenbettel, dem langsamen Hungertode überantworten? Es wäre ihm wirklich lieber gewesen, wenn ihn Salvatore jetzt niedergeschlagen hätte. Dann war's aus, und er war die schreckliche Fessel los, die ihn niederdrückte, ihn nicht nur seiner Sinne, sondern auch seiner Gefühle beraubte, während seine Frau und seine Kinder dann im Schutz der großen Familie standen. Aber widerrufen konnte er nicht.

Dann wurde Salvatore wieder abgeführt, stöhnend, hoffnungslos, eine Verwünschung auf den Lippen, ein gebrochener Mann, und auch Gaetano wurde entlassen.

De Luca war wieder allein und sah grübelnd zum Fenster hinaus. Was nun? fragte er sich. Er konnte doch Gaetano auch nicht ins Herz sehen. Er war doch auch nur ein Mensch. Er hatte Gaetano noch nicht vereidigt — aus gutem Grund. Aber schließlich mußte das doch geschehen, und wenn dann Gaetano wirklich den Eid leistete, so war Salvatore allerdings verloren. Vielleicht kam er mit einem Jahr Gefängnis davon, aber darum handelte es sich für den Staatsanwalt nicht. Er wollte in diese ganze dunkle Angelegenheit der Vorgänge, die mit der Anstellung Gaetanos als Gärtner des Herrn dei Falconari zusammenhingen, Licht bringen. Es war hundert gegen eins zu wetten, daß Gaetano mit in diesem Komplott war, daß er heute wissentlich falsch ausgesagt hatte, um seine Mitschuldigen zu decken. Aber er konnte doch Gaetano auch nicht die Wahrheit aus der Brust reißen. Er konnte fragen, konnte ermahnen, die Wahrheit zu sagen, und vor den Folgen

des Meineids warnen. Das hatte er getan. Was nun? Mußte der Staatsanwalt wirklich ruhig zusehen, daß man hier einen Unschuldigen verurteilte, wie man dort einen Schuldigen hatte laufen lassen? Das konnte er nicht. Das litt sein Rechtsgefühl nicht. Er hätte sich vielleicht getröstet, wenn seine Untersuchung erfolglos verlief. Das passiert manchem. Aber daß sie zu einem Unglück führte, das verbitterte ihn, das verleidete ihm sein Amt und seine Tätigkeit.

Er hatte zwei Anhaltspunkte für seine Anklage gegen Salvatore: den anonymen Brief und das Zeugnis Gaetanos. Aber beide waren nach seiner Ansicht falsch. Wäre es ihm geglückt, den Schreiber des anonymen Briefes zu entdecken, er hätte ihn sofort eingesteckt. Aber alle Mühe und alle Aufmerksamkeit in dieser Hinsicht war vergebens, und allwissend war De Luca doch auch nicht. Er hatte auch nur seine fünf gesunden Sinne, und diese reichten offenbar inmitten eines solchen Lügenvolkes, eines solchen korrumpierten, morallosen Gesindels, das weder vor Gott noch dem Teufel Respekt zu haben schien, nicht aus. —

In diesem Augenblick wurde die Aufmerksamkeit des Herrn De Luca von einer Szene in Anspruch genommen, die sich unter seinem Fenster vor einer auf der Straße befindlichen Polizeiwache abspielte. Zwei Polizisten brachten einen Mann, der entsetzlich lärmte und schrie. Eine Menge Neugieriger folgte, und es war ein Auflauf, der mehr geräuschvoll als interessant oder ungewöhnlich war und wie er schließlich alle Tage vorkam. Was De Luca daran interessierte, war, daß er den Mann, der arretiert wurde, kannte. Es war ein Schuster — sein eigener Schuster, aus der Via Villarosa, wo De Luca auch wohnte. Er kannte Don Fausto — so hieß der Arrestant — als einen ordentlichen, fleißigen

und, was bei einem Schuster besonders lobenswert erscheint, sehr pünktlichen Mann. Wenn er zu ihm sagte: „Don Fausto, ich brauche die Stiefel morgen früh," so standen die Stiefel am anderen Morgen da und wenn noch so viel Arbeit war.

Wie kam der Mann in solch üble Lage?

Als De Luca einige Minuten später über den Hof ging, trat er einen Augenblick in die Polizeiwache ein, um sich darüber zu informieren. Er kam gerade dazu, wie Don Fausto verhört wurde.

„Wie heißen Sie?" schnarrte ihn ein Polizist an, dem es offenbar wenig paßte, in dieser Weise aus seinem beschaulichen Amtsdasein gerissen zu werden.

„Ich heiße Fausto Calcaprina, Herr Sergente," antwortete Don Fausto.

„So, so, Calcaprina. Wo wohnen Sie?"

„Hier in Palermo, Herr Sergente, in der Via Villarosa. Jedes Kind kennt mich da, ich —"

„Schon gut. Was sind Sie? Was haben Sie für einen Stand oder Gewerbe?"

„Ich bin Schuhmacher, Herr Sergente, und —"

„Still! Reden Sie nicht mehr, als Sie gefragt werden. Sie sind hier auf der Polizei, verstehen Sie?"

„Aber, Herr Sergente, ich muß doch —"

„Nichts müssen Sie, als auf die Fragen antworten, die ich Ihnen stelle." Dann wendete sich der würdige Polizist an den Schreiber der Wache: „Also schreibt's auf, Don Paolo, daß der Mann Calcaprina heißt und in der Via Villarosa wohnt. Die Sache ist wichtig. Sie haben falsches Geld ausgegeben, Herr Calcaprina."

„Der Teufel hat falsches Geld ausgegeben, aber nicht ich," erboste sich Don Fausto. „Ich habe die Note, die mir der Wechsler weggenommen hat, vom Cavaliere Seraffini bekommen und darauf vierunddreißig

gute ehrliche Lire zurückbezahlt, weil der Cavaliere nur sechzehn Lire zu bezahlen hatte. Und jetzt wollen Sie mir die Sache in die Schuhe schieben, als ob ich falsches Geld in Umlauf gesetzt hätte? Ah! Und warum? Etwa weil ich ein armer Teufel bin, der acht lebendige Kinder zu ernähren hat? Herr Sergente, wissen Sie, was das heißt? Fünfzig Lire sind für mich ein Vermögen. Ich will meinen Schein oder mein Geld. Ich habe nichts zu verlieren. Ah!!"

Der Staatsanwalt war plötzlich sehr aufmerksam geworden und verfolgte die nicht gerade sehr geistreichen Äußerungen seines Schusters mit gespanntem Interesse. Er kannte den Cavaliere Seraffini zufällig aus dem Prozeß gegen Baron Gualtieri, wobei er als einer jener Geschworenen fungiert hatte, die sich nicht von der Schuld des Angeklagten überzeugen konnten oder wollten. Als Herr Calcaprina seine Aussage gemacht, trat der Staatsanwalt einige Schritte vor und sagte höflich zu dem Polizisten: „Kann ich den Schein einmal sehen, Herr Istruttore?"

Er war zu einem solchen Eingreifen in die Verhandlung vollständig berechtigt. Er konnte kraft seines Amtes in jede dergleiche Verhandlung, von der er zufällig Kenntnis erhielt, eingreifen. Der Istruttore gab ihm denn auch sofort mit einer höflichen Redensart den Schein, der die Ursache zu Don Faustos Arretierung gegeben.

„Ah, Herr Procuratore," fuhr Don Fausto beim Anblick des Staatsanwalts aufgeregt fort, „Sie kennen mich. Helfen Sie einem armen ehrlichen Handwerker, der Sie immer nach besten Kräften bedient hat und nun unter Gauner und Spitzbuben gefallen ist."

„Herr Calcaprina!" unterbrach ihn der Istruttore warnend.

„Ich meine Sie nicht," fuhr Don Fausto fort, „ich meine überhaupt niemand, der einen Säbel hat. Ich will mit Leuten, die Säbel haben, nichts zu tun haben. Ich bin ein friedlicher Mensch. Der Herr Procuratore kennt mich. Geben Sie mir mein Geld und lassen Sie mich gehen."

Der Schein, den De Luca in Händen hielt und sehr aufmerksam besah, war eine Fünfziglirenote der Banca d'Italia, die in der Mitte zusammengeklebt war. Beide Hälften waren jedenfalls echt, aber sie paßten nicht zusammen, es waren die beiden Hälften von zwei verschiedenen Scheinen, und zwar trug die eine Hälfte als Serienzeichen die Bezeichnung E 6 und als Nummerzeichen die Nummer 6127, während die andere Hälfte mit E 2 Nummer 0017 bezeichnet war. Nun wußte der Staatsanwalt aus seiner Praxis wenigstens ebensogut, wie es seiner Zeit Peppo aus der seinen gewußt hatte, was es mit solchen zerschnittenen und wieder zusammengekleisterten Scheinen in Palermo für eine Bewandtnis hat oder doch haben kann. Auch der Wechsler, bei dem Don Fausto den Schein hatte wechseln wollen, wußte wohl, was er tat, wenn er den Schein mitsamt dem Inhaber der Polizei übergab. Diese mochte zusehen, was an der Sache war.

Aber so einfach wurde die Entscheidung für Herrn De Luca nicht. Er stand lange nachdenklich da, tat, als ob er den Schein besähe, und kam doch zu keinem Entschluß. War das eine Spur, auf der er in das Nest der „großen Familie" gelangen konnte, fragte er sich, oder war es keine? Jedenfalls war sie nur sehr schwer erkennbar, und es brauchte große Vorsicht und Geschicklichkeit, ihr zu folgen. Aber wenn er den beiden verschiedenen Nummern, die er da verzeichnet sah, nachging, bis er die dazu passenden fand, würde er

dann nicht vielleicht doch ans Ziel gelangen? An das große einzige Ziel, das er unverrückbar vor Augen sah, das vor ihm leuchtete und glänzte wie eine Fata Morgana, und von dem er selbst nicht zu sprechen wagte? Es lohnte der Müh'! Es galt, Ghela vom Abgrund zurückzureißen, von einem Leben an der Seite eines Mörders zu erlösen zu einem schöneren, reineren und glücklicheren Dasein! Die Gerechtigkeit war ja eine schöne Sache, auch für Herrn De Luca. Aber diese fand er schließlich auch außerhalb Siziliens. Was er aber nicht wieder fand, und was ihn immer und immer wieder in seiner schwierigen, bedrohten Stellung verharren ließ, das war das Gefühl, eine Sehnsucht, die sein ganzes Innere durchbebte, die ihn immer und immer wieder aus der Mutlosigkeit, aus der Verzweiflung emporriß, ihn gewaltsam vorwärts trieb auf dem Pfad des Schicksals — mochte es enden, wie es wollte.

„Don Fausto," sagte Herr De Luca nach einer längeren Pause, „ich will Ihnen etwas sagen. Hören Sie aber aufmerksam zu, damit Sie genau verstehen, um was es sich handelt. Verstanden?"

„Euer Gnaden, Herr Procuratore, ich bitte sehr —"

„Hören Sie zu. Es ist hier von einem Vergehen keine Rede, sondern nur von einem Versehen. Sehen Sie hier, diesen Schein? Der Schein ist gut, aber es sind nicht die zwei Hälften eines Scheines, sondern die zwei Hälften von zwei und zwar verschiedenen Scheinen, deren Nummern Sie hier sehen. Sie müssen nun die beiden Hälften suchen, zu denen diese hier passen. Verstanden? Sie müssen die beiden Hälften suchen, die ebenfalls die Bezeichnung E 2 Nummer 0017 und E 6 Nummer 6127 tragen. Dann haben Sie zwei gültige Scheine zu je fünfzig Lire, während Sie jetzt ein Ding haben, das gar nichts wert ist. Haben Sie das begriffen?"

Don Fausto machte ein dummes Gesicht und hatte offenbar nicht begriffen.

Der Staatsanwalt wurde deutlicher und fuhr fort: „Der Mann, der dies hier zusammengekleistert hat, hat sich versehen, und nur er kann das Versehen wieder gut machen, denn nur er kann die richtigen Hälften, die zu diesen beiden hier passen, besitzen oder doch besessen haben. Suchen Sie also den Mann. Gehen Sie zu ihm hin. Zuerst zu Cavaliere Seraffini und dann zu dem, von welchem dieser den Schein hat und so immer weiter, bis Sie zu demjenigen kommen, der die beiden fehlenden hat."

Jetzt ging dem guten Don Fausto ein Licht auf. „Ich gehe sofort zum Cavaliere Seraffini —" begann er eifrig.

„Und sagen ihm," vollendete De Luca, „er solle Ihnen die richtigen Hälften geben. Dann werden Sie ja hören, was er sagt."

Don Fausto war für De Luca ein sicherer Mann. Von ihm konnte er jederzeit Erkundigungen einziehen, wie die Sache stand, und er glaubte besonders schlau gewesen zu sein, dem unverdächtigen, bei der Sache selbst interessierten Schuster die Nachforschung zu überlassen, als wenn er das selbst von Amts wegen hätte tun müssen. Es sah so harmloser aus.

Schließlich trug De Luca dem Istruttore noch auf, ein genaues Protokoll über den Vorgang abzufassen, besonders eine exakte Beschreibung der Banknote beizufügen und ihm eine Abschrift davon auf sein Bureau zu senden. Dann ging er fort.

Als nach etwa einer halben Stunde auch Don Fausto die Polizeiwache verließ, stand der Staatsanwalt auf der anderen Seite der Straße in einer Haustür mit einem Bettelmönch, mit einem Franziskaner, zusammen.

„Das ist er," sagte De Luca zu dem Franziskaner und deutete dabei auf Don Fausto, der ihn aber nicht bemerkte.

„Gut. Also auf Wiedersehen, Herr Procuratore," antwortete der Mönch.

„Addio, Don Martino. Und seien Sie ja vorsichtig. Verstanden?"

„Haben Sie keine Sorge."

„Und wenn Sie mir etwas mitzuteilen haben, so wissen Sie, wo Sie mich finden."

Der Mönch nickte stumm und ging dann, die Hände gemächlich in den weiten Ärmeln seiner Kutte verborgen, langsam hinter Don Fausto her.

Zehntes Kapitel.

Das alte eigentliche Palermo ist durch seine zwei Hauptstraßen, die Via Vittorio Emanuele und die Via Macqueda, die sich im Mittelpunkt der Stadt kreuzen, in vier fast gleich große Viertel eingeteilt. Im Gegensatz zu dem neuen Villen- und Fremdenviertel, das man im Laufe der letzten fünfzig Jahre im Nordwesten der Stadt erbaut hat, bieten diese alten Viertel in historischer und architektonischer Hinsicht eine Fülle von interessanten Bauwerken, aus denen die Architekten heute noch eine Menge Formen und Details aus griechischer, sarazenischer und normannischer Zeit studieren können. Diese Überreste aus alten Jahrhunderten und Jahrtausenden treten in so eigenartiger, charakteristischer Weise auf, daß auch der Laie sich oft von ihnen angezogen fühlt.

Diese alten Kirchen mit ihren wunderlich verschnörkelten Kuppeln, denen man heute noch ansieht, daß sie eigentlich frühere Moscheen aus der Araberzeit sind, diese alten Klosterhöfe mit ihren stillen Kreuzgängen,

den gewundenen, mit unendlicher Phantasie verzierten Säulen, die das Auge des Malers wie das Gemüt des Dichters in gleicher Weise anregen und von deren marmornem Fußboden der Tritt gespenstisch widerhallt wie ein Echo aus den darunter befindlichen Gräbern, diese alten Paläste mit ihren reichgegliederten, verwitterten Fassaden und dem hohen gewölbten Portone — das alles atmet den Geist der Geschichte laut und vernehmlich von versunkenen Generationen und Religionen, vom Niedergang alter Herrlichkeiten und vom vielgestaltigen Schicksal der Menschen.

Auch De Luca fühlte sich, wie jeder gebildete Mensch, von diesem „Friedhof einer alten Kultur" häufig angezogen, und an schönen Abenden, wenn die Meeresfühle sich in den glühheißen Straßen von Palermo bemerklich machte, oder an freien Festtagen, wenn geputztes Volk, zum Teil noch in uralten Nationaltrachten, die alten Stadtteile füllte, strich er gern durch die Gassen und Gäßchen, um sich ihre Wunder zu besehen.

Wo die beiden Hauptstraßen aufeinanderstoßen und ein Kreuz bilden, befindet sich ein kleiner Platz, den man I Quattro Canti — die vier Ecken — nennt. Von hier aus geht man die Via Vittorio Emanuele entlang und stößt nach wenigen hundert Schritten, in der Nähe des Domes, auf einen uralten Palast aus der Normannenzeit.

Hier stand De Luca eines Nachmittags und bewunderte in seiner Weise das hohe Portal des Palastes, das von einem formvollendeten, aber stark verwitterten romanischen Bogen überspannt war. Durch das Portal und den Palast hindurch sah man in den dahinter liegenden Garten des Hauses, der seinerseits wieder abgeschlossen wurde durch ein altes Freskogemälde, das mit guter Perspektive die an den Felsen gefesselte Andromeda darstellte. Vielleicht erinnerte diese sehr angenehm

und künstlerisch wirkende, aber doch ungewöhnliche Perspektive den Staatsanwalt an seine Heimat Bologna, wo man fast in jeder Straße ähnliche Effekte, die das Auge auf sich ziehen, sieht. Vielleicht war es aber auch das Bild der unglücklichen, dem Meeresungeheuer des Poseidon preisgegebenen griechischen Prinzessin, der Andromeda selbst, das De Luca fesselte. Sinnend stand er vor dem Bilde und dachte darüber nach, was doch in den alten griechischen Sagen für eine unverwüstliche Poesie lag, daß sie sich durch Jahrhunderte und Jahrtausende mit gleicher Frische und gleichem Reiz erhalten. Manchmal schien es ihm, als ob ganz Sizilien auch so eine an den Felsen geschmiedete Andromeda sei, wie diese preisgegeben in seinen reinsten, menschlichsten Gefühlen den Ungeheuern, nicht des sagenhaften Meergottes Poseidon, sondern der menschlichen Brust selbst, den Ungeheuern der Lüge und des Verbrechens. Wann würde der Perseus kommen, der die Insel von ihren Fesseln befreit und sie von den Ungeheuern erlöst?

Während De Luca noch in dieser Weise in seine mythologischen Träumereien versunken vor dem Palast stand und die schmerzlich-ängstlichen, rührenden Züge der an den Uferfelsen geschmiedeten Andromeda bewunderte, entstand hinter ihm in der Straße ein lautes Lärmen und Wagengerassel. Er drehte sich um und bemerkte eine Anzahl Galawagen in vornehmster Ausstattung mit galonnierten Dienern auf dem Bock, die Pferde bunt mit Federschmuck und glitzerndem Geschirr herausgeputzt. Die Wagen fuhren nach dem Dom.

„Eine Hochzeit!“ dachte der Procuratore, und als er sich schon wieder gleichgültig abwenden wollte, bemerkte er in dem ersten offenen Wagen Baron Gualtieri Buonanima mit Ghela im Brautschmuck an seiner Seite. Als ob er einen Schlag erhalten hätte, taumelte er

einen Schritt zurück und wurde totenbleich. Wenn plötzlich die gefesselte Andromeda selbst an Ghelas Stelle im Wagen gesessen hätte, so konnte er nicht mehr überrascht und erschrocken sein. Er hatte ja wohl davon sprechen hören, daß zwischen Baron Gualtieri und Ghela gewisse Verständigungen stattgefunden haben sollten,*) aber er hatte keine Ahnung davon, daß die Hochzeit — die Katastrophe — schon so nahe sei. Nun traf sie ihn wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel.

Gleichwohl war es ihm trotz seiner Verwirrung, als ob Ghela ihn vom Wagen aus ansähe. Hastig zog er den Hut, und sie dankte mit einer leichten Verneigung. Sie erschien ihm sehr ernst und sehr bleich.

Es war nur ein Augenblick. Die Wagen fuhren weiter, bewundert von der gaffenden Menge, die rechts und links der Straße bis zum Dom sich staute.

„Warum hast du Herrn De Luca nicht eingeladen?“ fragte Ghela ruhig.

Gualtieri sah sie überrascht an, antwortete aber nicht sogleich.

„Er hat in unserem Hause verkehrt. Papa kennt ihn wohl und ich auch,“ fuhr Ghela fort. „Es muß ihm wohl auffallen, vielleicht ihn gar verdrießen, nicht einmal eine Anzeige erhalten zu haben. Ich sah es ihm an, wie betroffen er war.“

„Was tut's?!“ erwiderte Gualtieri kurz und wegwerfend.

„Hast du vor ihm Angst?“ fragte sie wieder einfach und ruhig. Sie dachte sich gewiß nichts Schlimmes bei der Frage und spielte wohl damit nur auf seine Eifersucht an, von der er ihr ja schon kleine Proben gegeben.

*) Eine öffentliche Verlobung ist in Sizilien nicht Sitte.

Aber er fuhr bei der harmlosen Frage ärgerlich und nervös auf wie bei einer giftigen Beleidigung.

„Ich, Angst?“ sagte er heftig. „Ich bitte dich, halte mich für etwas weniger beschränkt, wenn dir das möglich ist. Angst vor einem Menschen, der noch nicht einmal fünftausend Lire Gehalt hat? Bah!“

Ghela sah ihn verwundert an und wollte etwas sagen, als sie aber seine finsteren Züge sah, schwieg sie. Daß Gualtieri und De Luca keine guten Freunde waren und sein konnten, wußte sie ja wohl, aber woher denn diese bittere Feindschaft, die aus Gualtieris Worten und Wesen sprach? Wenn ein Staatsanwalt, dessen Geschäft es doch ist, die Gesetze des Staates zu vertreten, mit allen Leuten in bitterer Feindschaft hätte leben müssen, mit denen er dabei in Berührung kam, so hätte er ja keine ruhige Stunde.

Unwillkürlich und ohne daß sie sich selbst Rechenschaft darüber ablegte, nahm Ghela für De Luca Partei, und nur, weil sich momentan die Ereignisse drängten und sie jede Minute von anderen Eindrücken in Anspruch genommen wurde, ging sie schweigend über den Vorfall hinweg, der sie aber doch mehr und innerlicher beschäftigte, je mehr sie daran dachte.

Es war eine Prunkhochzeit, die Baron Gualtieri mit schwerem Gelde zum Vergnügen der Gaffer und Neugierigen, aber zur geringen inneren Befriedigung der zunächst Beteiligten arrangiert hatte. Als die Wagen am Dom hielten, klangen die Glocken von dem alten Glockenturm herunter, und die Orgeltöne brausten durch die Kirche. Die Treppe zum Portal hinauf war mit roten Teppichen belegt, die selbst wieder unter den Rosen verschwanden, die man massenhaft und in verschwenderischer Fülle darüber gestreut hatte. Der ganze elegante Hochzeitszug ging im wahrsten Sinn des Wortes auf Rosen,

die ja das so glückliche Klima von Palermo das ganze Jahr hindurch bietet. Auch die Säulen des Portals waren mit rotem, goldbordiertem Tuch ausgeschlagen. Das fiel der schaulustigen Menge offenbar sehr in die Augen, sah aber nicht besonders schön aus. Der graue, ehrwürdige Dom machte einen Eindruck etwa wie ein alter Mann, der eine Narrenkappe aufsetzt. Singende Chorknaben in schmucken rot und weißen Gewändern mit brennenden Kerzen in der Hand, alte Franziskanermönche, Priester, Kirchenbedienstete, alle mit brennenden Kerzen, standen in dichten Massen vom Eingang bis in die Kapelle, wo die Trauung stattfand. Diese selbst strahlte in einem schimmernden Glanz unzähliger Kerzen. Alles war ins Auge fallend, farbig und leuchtend, aber es war hohler Prunk, und als Gualtieri daran vorüberschritt, ließ er überall seine Augen prüfend schweifen, ob man auch alles, was er bezahlt, getan hatte.

Als Ghela die Treppe zum Dom hinaufging, blieb sie an einem Nagel, mit dem man den Teppich befestigt, hängen. Sie merkte natürlich das Hindernis sofort und blieb stehen. Eine leichte Blässe überzog ihr Gesicht. War das ein Omen, schoß es ihr rasch durch den Kopf, ein warnendes Anzeichen? Merkwürdigerweise schien es niemand zu bemerken. Berenice, die mit ihrer Mutter, in einfachem weißen Wollkleid und tief verschleiert, hinter ihr ging, blieb bewegungslos stehen, als sie die Stockung bemerkte. Gualtieri selbst hatte seine Augen ganz wo anders, und Professor Talleri, der mit Lydia hinter Berenice kam, konnte nicht an dieser vorbei, um zu helfen. Der ganze Zug stockte, wenn auch nur für Sekunden, bis endlich einer der Chorknaben herzusprang und das Kleid loshakte.

„O, ich bitte um Entschuldigung, Ghela," rief Gualtieri rasch, „aber ich habe wirklich nichts bemerkt. Es

ist eben immer wieder das faule, nachlässige Gesindel, das nichts ordentlich machen kann und zu nichts gut ist als zum Geldnehmen.“

Auch die Kirche war voller Neugieriger, die Kopf an Kopf gedrängt den glänzenden Zug an sich vorbeiziehen ließ. Manchmal hörte man sogar die mehr oder weniger einfältigen Äußerungen über die auffallende, nonnenhafte Kleidung Berenices, die in all der seidenstarren Pracht und dem funkelnden Geleucht der Edelsteine im einfachen weißwollenen Kleide mit weiten Ärmeln und ohne jeden Schmuck ging. Sie hatte eigentlich überhaupt nicht an der Feier teilnehmen wollen, und als ihr Bruder darauf bestand, wählte sie im Einverständnis mit der Oberin der Kamaldulensernonnen von Cefalù diese Tracht.

Als Ghela zum Altar schritt, ließ sie den Blick noch einmal über die dichtgedrängte Menge gleiten, als ob sie irgend ein bekanntes Gesicht suche, ein freundliches, ermunterndes Lächeln, das ihr den Gang, der ihr so schwer und verhängnisvoll dünkte, erleichtere. Sie sah aber in lauter fremde, gaffende und neugierige Züge, die sie anstaunten wie ein Wunder und ihre Glossen über den Preis der Steine machte, die sie in den Ohren und um den Hals trug. Dann kniete sie am Altar nieder.

Als sie wieder aufstand, war sie vermählt. Durch göttliches und menschliches Recht und Gesetz war sie das angetraute Weib Baron Gualtieris. Ein Schauer überrieselte sie. Bis in den Tod und noch darüber hinaus, so weit der Geist des Menschen reicht, unlösbar, unwiderruflich gehörte sie dem Manne, der an ihrer Seite ging. Ihr Recht war sein Recht, ihre Zukunft, ihre Pflicht, ihr Glück, ihr Leben — alles ihm. Nur Unglück, Kummer, Elend blieben ihr. Jetzt auf einmal

ging ihr das Verständnis der Worte auf, die ihr Berenice damals in der Abenddämmerung so geheimnisvoll und rätselhaft zugeflüstert hatte.

„Nicht die Vergangenheit — die Zukunft macht mir Grauen," hatte sie gesagt.

Wie düster und verzweifelt mußte es in dem Gemüt des jungen Mädchens ausgesehen haben, um auf solche Worte zu verfallen! Damals hatte Ghela die Worte wohl gehört, aber ihren Sinn nicht erfaßt, wie jemand, der von etwas sprechen hört, das er nicht kennt und weiß. Jetzt ging ihr diese Kenntnis allmählich auf.

„Was ist dir? Du zitterst?" hörte sie ihren Gemahl sagen.

„Nichts," stammelte sie verwirrt. „Komm! Die vielen Gaffer machen mich krank."

Wie kam es denn, fragte sich Ghela weiter, daß sie gerade an ihrem Hochzeitstage von so trüben Betrachtungen befallen wurde? Ihre Hochzeit mit Gualtieri war doch nichts Überraschendes, nichts Unüberlegtes. Und wenn Gualtieri auch in letzter Zeit die Trauung sehr beschleunigt hatte, so war sie doch schon seit Jahren in der Lage gewesen, sich darüber klar zu werden. Diese Heirat hatte schon seit ihren Mädchenjahren sozusagen in der Luft gelegen, und alle Welt hätte sich schließlich gewundert, wenn sie nicht stattgefunden hätte. Hatte sie Ghela vielleicht, gerade weil sie sie immer in der Ferne gesehen, nicht genau besehen? Weil sie sie für etwas Selbstverständliches gehalten, nicht sorgfältig geprüft? Jetzt, wo sich nun das Ereignis in unmittelbarer Nähe vor ihr abspielte, nahm alles groteske, grausige Formen und Verhältnisse an.

Was sollte es denn heißen, wenn Gualtieri auf eine einfache, harmlose Frage heftig und ärgerlich auffuhr und es lächerlich fand, vor einem Menschen Furcht zu

haben, der noch nicht einmal fünftausend Lire Gehalt hatte?

Das gesprochene Wort — es mag wahr sein oder es mag eine Lüge sein — ist doch immer ein Zeichen unseres Geistes. Es kommt kein Wort über unsere Lippen, das nicht unserem Geist entspricht. Wer diese Zeichen richtig deutet, wird nie belogen. Was sollten denn nun diese Worte Gualtieris heißen? Weshalb war ihm denn ein Mann, der noch nicht einmal fünftausend Lire Gehalt hatte, nicht furchtbar? Wollte er ihn mit seinem Reichtum und mit der dominierenden Stellung eines Barons Buonanima erdrücken? Das wäre doch weder fein noch vornehm, sondern ungerecht und brutal. Und selbst wenn man es beabsichtigt, so sagt man es doch nicht. Was also war das wahre Zeichen dieser Worte? Welcher Geist sprach daraus? Vielleicht hatte Gualtieri doch Furcht, und diese Worte sollten sie verbergen?

Ghela lehnte sich im Wagen zurück und schloß die Augen.

Um sie herum war — wie es nun einmal die sizilianische Sitte mit sich bringt — ein ohrenbetäubender Lärm. Raketen, Kanonenschläge und ähnliche Feuerwerkskörper prasselten auf, die ganze Straße war in Pulverdampf eingehüllt, und das Evvivageschrei nahm kein Ende. Das Lärmmachen verstand man, wie es schien, am allerbesten.

Der Hochzeitszug war vom Hause des Herrn dei Falconari ausgegangen und endete in der Villa Buonanima, in welche Ghela heute zum ersten Male als neue Herrin einzog. Der Sitte entsprechend wurde sie hier von allen Hausbewohnern persönlich bewillkommnet, zuerst von der alten Baronin Onone, der Mutter Gualtieris, die sie zärtlich auf beide Wangen küßte.

„Mein liebes Kind," sagte die alte Dame lächelnd, „wie bleich und kalt Sie sind!"

„Der wahnsinnige Lärm," murmelte sie, „die Aufregungen —"

„Nun, nur Mut, Ghela," lachte die alte Dame gutmütig und neckisch, als ob sie irgend welche spaßhafte Hintergedanken hätte, „die Aufregungen gehen doch nun erst an."

Berenice wünschte ihr viel Glück und Segen im neuen Heim, Professor Talleri hielt eine lange Ansprache, fast zu lang, so gut er es auch meinte, dafür sagte Lydia gar nichts und küßte sie nur. Dann kamen die Hochzeitsgäste, die Pächter, die Angestellten, die Diener bis zum letzten Stalljungen herunter — das Glückwünschen nahm kein Ende und wurde zuletzt zur Qual für sie.

Endlich als letzter nahte sich ihr Gualtieri selbst. Wie ganz anders war das alles, als sie sich vorgestellt, wie schal und förmlich! Sie erschien sich bei der ganzen Zeremonie so fremd und unbeteiligt wie nur möglich.

„Komm!" sagte Gualtieri kurz, zog ihren Arm in den seinen und führte sie fort.

Wieder begann das tolle Lärmen, das Knallen und Knattern der Feuerwerkskörper, ganze Batterien, die man im Park vorbereitet hatte, wurden abgebrannt, und überall wirbelten die Pulverwolken durch die Baumkronen.

„Was ist dir, Ghela," sagte Gualtieri, als er mit ihr allein die Treppe hinaufstieg, „bist du nicht wohl?"

„Ich bin nur müde," erwiderte sie.

„Das ist es nicht," fuhr er ruhig, aber bestimmt und überlegt fort. „Ich habe es wohl bemerkt. Seitdem du dem Herrn De Luca begegnet bist, hast du kein frohes Wort mehr über die Lippen gebracht."

„Ich bitte dich!" unterbrach sie ihn rasch, sagte aber dann nichts mehr.

„Was?" fragte er.

„Laß mir Zeit," bat sie leise.

Es trat eine Pause ein. Die Zimmer, die für sie eingerichtet worden waren, lagen im ersten Stock, abseits der Straße nach dem Park hinaus. Gualtieri hatte die zarte Aufmerksamkeit gehabt, sie in derselben Weise, zum Teil sogar mit denselben Möbeln, Nippsachen und Gebrauchsgegenständen, einzurichten wie ihre Mädchenzimmer im Vaterhause. Sie stieß einen kleinen Schrei der Überraschung aus, als sie eintrat. Sie hätte sich wahrhaftig daheim glauben können.

„Habe ich es recht gemacht, Ghela?" fragte er leise.

„Ich danke dir," sagte sie.

Dann nahm er sie rasch in die Arme und drückte sie so heftig gegen seine Brust, daß sie sich nicht rühren konnte.

Sie erschrak. Es lag in der Umarmung etwas so Stürmisches, Leidenschaftliches und — Gewaltsames, daß sie im ersten Augenblick wie gelähmt davon war.

„Laß mich," bat sie dann ängstlich, „laß mich. Ich bin ja wie gerädert. Ich bitte dich, laß mich allein."

„Ghela!" rief er betroffen.

„Du bist so wild, so — — Bitte, sei mir nicht böse. Ich bin ja halbtot. Ich muß ruhen. Bitte, laß mir Zeit."

Er sah ihr ins Gesicht. Sie sah wirklich angegriffen, bleich und ängstlich aus, ihr ganzes Wesen war wie verstört, ihr Blick unruhig und unstet.

„Ich werde dir das Mädchen senden, damit sie dir beim Auskleiden hilft," sagte er endlich.

„Nein, nein, laß mich allein. Ich werde mir schon selbst helfen," bat sie.

Er küßte sie nochmals auf die Stirn und sah sie zärtlich an. Es wurde ihm offenbar schwer, jetzt von ihr zu gehen, aber in ihrem Blick lag etwas, dem er nicht widerstehen konnte.

Gualtieri hatte, wie alle Sizilianer, etwas Rauhes und Hartes in seinen Sitten und Gewohnheiten, für bleichsüchtige Sentimentalitäten hatte er keinen Sinn. Und doch rührte ihn der bittende Blick Ghelas. Er liebte sie mit der ganzen stürmischen Gewalt seines Naturells, aber über das Reine, Fromme und Heilige in ihrem Blick kam er nicht hinweg, wohl gerade, weil er sie liebte.

Er ging. Kaum war sein Tritt verhallt, als sie die Tür ihres Schlafzimmers verschloß. Dann breitete sie die Arme weit aus und richtete die Augen aufwärts, als ob sie beten wollte. Im nächsten Augenblick brach sie aber schluchzend in einem Sessel zusammen und weinte bitterlich.

Sie wußte nicht, wie lange sie so gelegen, als plötzlich durch die offene Balkontür erregte Stimmen zu ihr ins Zimmer drangen, die sie aus ihrer Betäubung aufweckten. Es war schon finster draußen. Ghela erhob sich und ging lauschend nach dem Balkon.

„Es paßt sich nicht," hörte sie die Stimme Gualtieris hart und heftig sagen.

Gleich darauf die ebenfalls in ganz ungewöhnlicher Weise erregte Stimme Lydias: „Ich bin kein Kind und kann wohl selbst entscheiden, ob ich etwas Passendes oder Unpassendes tue. Wenn mir Enrico etwas ins Ohr sagt und mir dabei die Wange mit den Lippen streift, was ist dabei? Und wenn es mir gefällt, so halte ich ihm auch das andere Ohr hin und die andere Wange, ganz gleichgültig, ob es dir gefällt oder nicht, oder ob du es für passend findest oder nicht."

„Lydia!“ hörte Ghela wieder die Stimme Gualtieris, erstaunt und vorwurfsvoll.

„Ei was! Es ist mir ganz gleichgültig, ob ich deinen Beifall habe oder nicht,“ fuhr das junge Mädchen entrüstet fort. „Wenn du offen und ehrlich mit uns wärest, so hättest du mir schon längst sagen müssen, von wem Enrico einen Korb bekommen haben soll, wie du behauptest. Hätte ich Enrico gesagt, von wem mir das mitgeteilt worden ist, er hätte dich wahrhaftig geohrfeigt.“

„Ich werde — —“ begann Gualtieri.

Aber seine Schwester war offenbar zu erregt, als daß sie ruhig zuhören konnte, und fuhr fort: „Ich gehe nicht ins Kloster,“ rief sie außer sich, „ich werde keine Wartefrau für kranke Leute, Gualtieri. Nimm dich in acht. Wenn du glaubst, die aufrichtige und ehrliche Zuneigung zweier Herzen durch eine infame Lüge zerstören zu können, so bist du im Irrtum. Bei Gott, ich wüßte nicht, was ich täte, wenn ein anderer so etwas vorbrächte.“

„Willst du nicht so gut sein und mich noch einmal sprechen lassen?“ fragte Gualtieri.

„Es lohnt nicht der Mühe.“

„Vielleicht doch. Zunächst höre ich aus deinen Worten nicht dich, sondern nur den Professor Talleri heraus. Was dir dieser alles eingeblasen, das bringst du hier wieder zu Tage.“

„Und was ändert das?“

„Viel! Wenn das nicht der Fall wäre, so müßte ich ganz anders mit dir reden.“

„Ach was!“

„Bitte, höre mir endlich einmal zu. Ich halte alles aufrecht, was ich dir über den Professor Talleri gesagt habe, und wenn ich dir die Dame, um die es sich dabei

handelt und die du genau kennst, jetzt noch nicht nennen kann, so hat das seine besonderen Gründe. Die Dame hat inzwischen geheiratet und würde es teils deshalb, teils auch weil sie dich liebt und dir kein Herzeleid bereiten will, ableugnen, mit Talleri ein Verhältnis gehabt zu haben."

„Sage mir ihren Namen! Sage mir ihren Namen!" rief Lydia heftig.

„Nur, wenn du mir bei deiner Ehre versprichst, keinen Gebrauch davon zu machen, weder gegenüber der Dame selbst noch Talleri gegenüber, bis ich es dir ausdrücklich erlaube."

„Ich verspreche alles, was du willst, aber sage mir den Namen."

„Ghela!" sagte er leise.

„Ah! Das ist nicht wahr!" rief Lydia empört.

„Bitte. Glaubst du, daß Talleri wer weiß wie viele Monate in das Haus des Commendatore dei Falconari gekommen ist, nur um sie Kunstgeschichte zu lehren? Sei doch nicht so naiv, Lydia. Ich weiß selber nicht, wie weit er im übrigen mit Ghela gekommen ist, und wie die Sache sich zugetragen, nur so viel weiß ich, daß ihn Ghela hat gründlich abfallen lassen."

„Woher weißt du das?"

„Von Ghela selbst."

Die Stimmen verhallten. Die Geschwister entfernten sich immer weiter und waren endlich ganz außer Hörweite, aber Ghela stand noch immer mit starrem Blick, an die Balkontür gelehnt, und sah in das Dunkel hinaus. Sie wußte ja selbst am besten, daß sie nie in dieser Weise mit Gualtieri gesprochen, aber gerade das lag wie ein Alp auf ihr. Wenn Gualtieri an der Partie zwischen Lydia und Professor Talleri etwas auszusetzen hatte, warum nicht offen und ehrlich mit seinen

Gründen herausgehen? Warum lügen? Die Möglichkeit, daß ernste Bedenken gegen diese Verbindung bei Gualtieri vorhanden waren, war ja nicht ausgeschlossen. Warum verschwieg er sie? Warum dieses Versteckspiel? Glaubte er Lydia nicht reif für die Wahrheit?

Ghela stöhnte müde und schmerzlich auf. Es kamen zu viele Zweifel auf einmal. Sie zermarterte sich das Hirn, um die Wahrheit zu wissen und — fürchtete sich doch davor. Immer wieder fiel ihr das sonderbare Wort Berenices ein: „Nicht die Vergangenheit — die Zukunft macht mir Grauen!“

Elftes Kapitel.

Wenn im Winter, im Dezember und Januar, in Sizilien die Agrumi reifen, also die Orangen, Zitronen, Mandarinen, und in der ganzen üppigen Conca d'Oro diese herrlichen goldgelben Früchte aus dem schwarzgrünen Laub der Bäume herausleuchten, dann stellt sich auch noch ein anderer Wintergast, der im Sommer vom Staatsgesetz streng verpönt ist und ein etwas kurioses Christgeschenk darstellt, ein, nämlich das Schwein. Dann kommt die schöne Zeit der „Sanguinacci“,*) der holde Traum der kleinen und großen Leckermäuler von Palermo und ganz Süditalien. Blutdürstig, wie der Mensch nun einmal von Jugend auf ist, macht man ein Gemisch von Schweineblut und Schokolade, das dann bald in Form von kleinen Törtchen, bald aber auch als wirkliche Würste, die den deutschen Blutwürsten so ähnlich sind wie ein Finger dem anderen, das Entzücken der Kinder bilden. Wehe dem Unglücklichen, der nicht wenigstens einmal im Jahre, zu Natale, einen

---

*) Gesprochen: Sangwinatsch.

Sanguinaccio zu kosten bekommt! Er sieht das ganze Jahr als ein verlorenes an. —

„Ich will gehen, Lubeddu," sagte Donna Sabina zu ihrem Vater; „Gaetano hat mir sechs Soldi gegeben, damit ich den Kindern Sanguinacci kaufen kann."

„Sanguinacci?" brummte der Alte. „Kaufe den Kindern ein derbes Stück Brot oder spare dein Geld. Die Zeiten werden wohl noch kommen, daß du's brauchen kannst."

„Die armen Würmer! Sollen sie denn gar keine Lebensfreude haben? Sind wir nicht unglücklich genug?"

Die Kinder hatten kaum das Wort Sanguinacci gehört, als auch schon ihre Augen funkelten und leuchteten, und sie die Mutter am Rock faßten und fortzogen.

„Besser einmal als nie," dachte Donna Sabina und ging fort.

Als Lubeddu allein war, kramte er wieder seine rote Fahne hervor, breitete sie auf der Pritsche, die ihm als Bett diente, aus und suchte sich mit den Fingern auf den weißen Flicken zu orientieren, die darauf festgenäht waren und die Worte: „O Pane o Morte" — Brot oder Tod — darstellen sollten. Aber er kam damit nicht recht zu stande. Er konnte sich nicht überzeugen, ob alles recht saß.

So schlich er denn leise und tastend nach der Tür und rief verstohlen: „Gasparone! Gasparone!"

Der Zyklop lag in der Fußgrube der Schmiede und schlief. Das war sein Feiertagsvergnügen. Er hatte kein anderes.

„Bist du's, Lubeddu? Was gibt's?" fragte er, sich ermunternd.

„Komm!" sagte Lubeddu geheimnisvoll. „Sie sind alle fort. Ich bin allein."

Gasparone erhob sich, schüttelte den schwarzen Kohlen-

staub oberflächlich von sich ab und ging mit Lubeddu in dessen Wohnung.

„Hier ist sie," tuschelte Lubeddu wieder leise. „Du kannst sehen, Gasparone. Ist sie gut? Sieht sie nobel aus? Ist alles in Ordnung?"

Gasparone nahm das Machwerk des alten Lubeddu in Augenschein. „Die Fahne! Hm," murmelte er dabei, „das sitzt schief. Hast du Schere und Nadel da? Man muß die Aufschrift von einem Ende der Stadt lesen können bis zum anderen. Brot oder Tod! Wenn wir sie eines Tages entfalten und im Winde flattern lassen, muß die ganze Stadt wie ein Zauberwort rufen: Brot oder Tod!"

„Ich trage sie, Gasparone. Und wenn es direkt in den Schlund der Hölle geht, ich trage sie, wohin du willst. Hier ist die Schere."

„Wer weiß, wie bald sich die Gelegenheit gibt!" warf der Schmied leicht drohend hin.

Aber Lubeddu nahm das Wort mit einer aufgeregten Spannung und Neugier auf. „So?" rief er eifrig. „Geht's endlich los? Weißt du was? Haben sich die Schlafmützen endlich zusammengefunden?"

„Die Agrumi sind schlecht geraten, Lubeddu, die Pächter haben kein Geld, und nun sollen die Bauern den Ausfall tragen. Sie werden bis aufs Blut geschunden."

„So, so! Die Agrumi? Ich weiß, ich weiß," unterbrach ihn Lubeddu hitzig, „wenn die Agrumiernte schlecht ausfällt, müssen die Bauern hungern. Das ist in Sizilien eine alte Regel."

„Sie wollen aber nicht hungern!"

„Was? Wollen nicht hungern? Sie müssen hungern."

„Nein, sage ich dir, sie müssen nicht. Diesmal nicht.

Die ganze Insel ist im Aufstand. Sie wollen diesmal nicht hungern. In Alcamo haben sie das Municipio verbrannt wegen der Steuern auf das Mehl, in Castelvetrano, Partanna, Montevago sind sie schon mit der bewaffneten Macht zusammengestoßen, es hat blutige Köpfe gegeben, Lubeddu, überall stehen sie in großen Gruppen zusammen, um ihr Leben zu verteidigen und sich Nahrung zu verschaffen. Das machen die Fasci, weißt du? Das machen die Verbände. Nur ein Wort, und es marschieren Tausende von ausgehungerten Bauern auf Palermo, um Brot oder Tod zu suchen. Und gerade jetzt fehlt uns Salvatore! Er könnte das Wort aussprechen, Lubeddu. Aber er sitzt in der Vicaria."

Lubeddu hatte mit offenem Munde und steigender Erregung dieser Erzählung zugehört.

„Wir werden ihn befreien!" polterte er jetzt laut und unvorsichtig los. „Was? Ist es nicht eine Schande, einen Unschuldigen monatelang festzuhalten wegen einer Sache, über die jeder vernünftige Mensch in zwei Stunden klar sein kann? Fort! Wo ist die Fahne? Brot oder Tod!"

In der offenen Tür, die nach der Straße hinausführte, erschien in diesem Augenblick ein langer dunkler Schatten. Der alte Lubeddu, der das natürlich nicht bemerkte, lärmte noch einige Sekunden weiter, aber Gasparone griff rasch nach der Fahne und versteckte sie unter das Bett. „Still, still, Lubeddu, wir sind nicht allein!" flüsterte er rasch und leise.

„Friede sei mit euch!" klang jetzt die tiefe, ruhige Stimme eines Franziskanermönches, der eben in den Raum eintrat. „Habt ihr nichts für die Armut? Der Segen des Herrn, den wir für euch erflehen, wird's euch danken."

„Ihr kommt an die falsche Adresse, Bruder Franziskaner," erwiderte Gasparone. „Wir haben selber nichts."

Das hätte sich der Bettelmönch eigentlich auch selbst sagen können, denn obgleich er sich in dem düsteren Raum mit den nackten, schwarzgerußten Wänden auffällig aufmerksam umsah, konnte er doch nichts entdecken, was nur einigermaßen Wert gehabt hätte.

„Nun, so segne euch Gott," sagte er dann einfach, faltete die Hände wieder in den weiten Ärmeln seiner Kutte zusammen und ging langsam davon, die kleine Gasse entlang, bis er vor der Kirche der Santa Maria dei Miracoli auf die Piazza Marina heraustrat. Diese überschritt er, um auf der anderen Seite des Platzes in den Giardino Garibaldi einzutreten, wo er einen Augenblick stehen blieb, um sich umzusehen. Es waren nur wenig Leute in dem Garten, einige Kinderwärterinnen, die mit ihren Pflegebefohlenen in der Sonne spielten, ein paar Polizisten und hin und wieder einige Passanten, die vom Hafen oder vom Tribunalgebäude herkamen und den Garten durchquerten, um ihren Weg abzukürzen. Nach einer kurzen Pause ging der Mönch auf einen der Polizisten zu, der hinter einer großblätterigen Bananengruppe stand und in der Aufmerksamkeit, mit der er ein gegenüberstehendes Haus beobachtete, nicht sah, wie der Mönch herankam.

„Don Paolo!" rief ihn der Franziskaner leise und unauffällig an, indem er an ihm vorüberging.

Der Polizist drehte sich etwas nach ihm um. „Ah, Sie sind's, Don Martino!" sagte er dann ebenso leise.

„Lassen Sie sich nicht stören," fuhr der Mönch wieder fort, „was wir uns zu sagen haben, kann geschehen, auch ohne daß wir uns dabei ansehen. Haben Sie etwas bemerkt?"

„Baron Buonanima ist bei ihm,“ erwiderte der Polizist, setzte sich auf eine dicht dabei stehende Bank und nahm den Tschako ab, als ob ihm warm sei.

Der Mönch war durch diese Mitteilung offenbar sehr erregt, suchte das aber zu verbergen, indem er sich bückte und seine Sandale festzog, als ob sie sich plötzlich gelöst hätte.

„Wie lange?“ fragte er leise, ohne den Polizisten dabei anzusehen.

„Eine Viertelstunde oder zwanzig Minuten höchstens. Er kam zu Fuß, aber seine Equipage wartet drüben am Finanzpalast. Ich habe sie vorhin dort gesehen.“

Nun saß die Sandale wieder fest, und Don Martino ging mit seinem eigentümlichen schlürfenden und schleppenden Schritt weiter. Er verließ am anderen Ende den Garten wieder, drehte sich um und ging über die Straße weg an der Häuserreihe entlang, die dem Garten gegenüberlag und die auch der Polizist mit seiner Aufmerksamkeit bedachte. An einem dieser Häuser war ein Messingschild angebracht, worauf zu lesen war: „Dottore Lorenzo Vitale, Avvocato.“ Don Lorenzo Vitale war ein renommierter Rechtsanwalt und besonders als Verteidiger in großen Kreisen sehr geschätzt. Es schien aber nicht, als ob der Franziskaner ihn in seiner Eigenschaft als Rechtsanwalt in Anspruch nehmen wollte. Er ging an dem Hause vorüber, nachdem er einen hastigen Blick in den Hausflur geworfen, obgleich dort momentan nichts zu sehen war, kehrte kurz darauf um, ging wieder bis zum Tribunalgebäude und dann denselben Weg zurück. Einmal bettelte er sogar eine Dame an, die ihm auf seinem Weg mit einem kleinen Mädchen begegnete. Die Dame gab ihm aber nichts, obgleich er ihr versprach, für ihre Seele zu beten.

Plötzlich fuhr eine erregte Röte über sein Gesicht,

und er lauschte aufmerksam, den Laut seiner Schritte möglichst dämpfend, nach dem Hausflur des Don Lorenzo Vitale hin. Gleich darauf erschien dieser mit Baron Gualtieri in der Tür. Die beiden Herren gingen langsam in ihrem Gespräch vertieft quer über die Straße, dann zwischen der Piazza Marina und dem Giardino Garibaldi durch nach dem Finanzpalast zu. Der Mönch ging unauffällig hinter ihnen her, offenbar in der Absicht, etwas von ihrem Gespräch zu erlauschen. Lange Zeit blieb er aber in dieser Hinsicht ohne Erfolg. Erst an der Fontana del Caraffo gelang es ihm, so nahe an die beiden heranzukommen, daß er hin und wieder einzelne Brocken der Unterhaltung auffangen konnte.

„Sie können sich denken, wie fatal mir das war, Herr Baron," sagte Don Lorenzo. „Es lag eine große Gefahr darin, wenn der Schein, den Cavaliere Seraffini achtlos in den Verkehr gebracht, in unrechte Hände geriet."

„Weshalb? Wer will uns denn etwas nachweisen?" warf Gualtieri ein.

„Ei, an solche Zufälligkeiten hängt manchmal ein ganzes Gewebe von Untersuchungen und Nachforschungen, und wir haben allen Grund, vorsichtig zu sein. Glücklicherweise war die Polizei, wie gewöhnlich, dumm genug und sah den Zusammenhang nicht ein. So sandte sie den Schuster, der schon verhaftet worden war, mitsamt seinem Schein wieder dahin, woher er gekommen war, und dieser hatte natürlich nichts Eiligeres zu tun, als den Schein wieder zum Cavaliere Seraffini zu bringen, der ihn auch sofort auswechselte. Mir fiel ein Stein vom Herzen, als ich den Schein endlich wieder in der Hand hatte."

„Ach was! Ich halte die Sache für bedeutungslos."

„Glauben Sie das nicht, Herr Baron. Man muß

den Leuten nicht mit Gewalt die Augen öffnen. In der Hand des Procuratore De Luca wäre der Schein eine böse Waffe gewesen."

„Er wird sich hüten, uns noch einmal in die Quere zu kommen."

„Sie beurteilen den Mann falsch. Ich weiß, mit welcher Umsicht und Hartnäckigkeit er hinter die Geschäfte der Mafia zu kommen sucht — —"

„Der arme Kerl! Er soll sich wohl hüten. Ich werde ihm nicht in den Weg treten, aber ich weiche ihm auch nicht aus, wenn er mir in den Weg tritt. Das fehlte mir gerade, daß mir ein solcher Federfuchser über den Weg tölpelt."

„Er ist unser gefährlichster Feind."

„O nein! Er will sich ja versetzen lassen. Die juristischen Lorbeeren hängen ihm in Sizilien zu hoch."

„Er denkt nicht daran. Er hat sein Gesuch zurückgezogen. Ich weiß es ganz bestimmt."

„Woher?"

Don Lorenzo lachte. „Sein eigener Sekretär gehört zu uns. Von ihm weiß ich auch, daß er schon vor Wochen zwei neue Geheimpolizisten für Palermo in Rom beantragt hat, Fremde natürlich, da ihm die hiesigen nicht geheuer erscheinen."

„Was will er damit?"

„Ich — —" begann Don Lorenzo, brach aber plötzlich ab, weil seine Augen, die fortwährend unruhig umher schossen, den Mönch dicht hinter sich schleichen sahen.

„Was wollen Sie?" fuhr er diesen an.

Der Franziskaner nahm bescheiden sein Käppchen ab. „Euer Gnaden werden gütigst verzeihen," begann er demütig, „wenn die Armut einen Bruder in Christo um eine kleine Gabe bittet."

Don Lorenzo sah sich den Bruder in Christo mißtrauisch an. Dann griff er in die Westentasche und warf dem Mönch einen Soldo zu, ging aber nicht weiter, sondern ließ den Franziskaner an sich vorüber, so daß er ihn jetzt vor sich her gehen sah.

„Was ist das für ein Kerl?“ fragte er dann leise und erstaunt wie mit sich selbst sprechend.

„Was wird er weiter sein? Ein Franziskaner, ein Bettelmönch,“ antwortete Gualtieri.

„Das ist kein Mönch!“ sagte Don Lorenzo bestimmt. „Haben Sie schon je einen Franziskaner gesehen, der seine Kutte auf der linken Seite schnürt, wie dieser da?“

„Ich habe überhaupt einen Franziskaner noch nie so genau angesehen.“

„Aber ich! Ich weiß, daß das nie vorkommt. Der Kerl schlich uns nach. Ich sah ihn schon, wie wir aus dem Hause traten. Sollten wir es hier mit einem Kunststückchen des Herrn De Luca zu tun haben?“

„Warum nicht gar! Was sollte denn das heißen?“

„Das würde einfach heißen, daß man uns — uns beiden, Herr Baron — an den Kragen will.“

„Sie meinen, daß der Mönch ein Detektive ist, vielleicht von De Luca bestellt, uns zu beobachten?“

„Genau das meine ich. Übrigens wird das „vielleicht“ bis heute abend wegfallen. Ich werde wissen bis heute abend, wie die Sache steht.“

Sie waren jetzt vor dem Finanzpalast, wo die Equipage Gualtieris wartete, angekommen. Aber noch zögerte dieser einzusteigen, sondern sah den Rechtsanwalt einige Augenblicke nachdenklich an.

„Lassen Sie mich sofort wissen, was Sie erfahren, Don Lorenzo,“ sagte er dann, „aber kommen Sie nicht persönlich. Sie wissen warum. So entzückt ich unter Umständen von Ihrer geschätzten Persönlichkeit bin, so

wenig ist es ratsam, unseren Verkehr allzu offen und frei bloßzustellen. Sollte sich auch nur der geringste Verdacht ergeben, daß Ihre Befürchtung begründet ist, daß De Luca tollkühn genug ist, uns versteckt oder offen anzugreifen, so — — lasse ich über ihn abstimmen."

Diese letzten Worte sprach Gualtieri so leise, daß Don Lorenzo sie kaum verstand. Trotzdem machten sie den Eindruck, wie wenn man etwa im Finsteren eine Dolchklinge blitzen sieht.

Unwillkürlich trat der Rechtsanwalt einen Schritt zurück. „Herr Baron — —" warf er betroffen ein.

„Kein Wort mehr, Don Lorenzo," unterbrach ihn Gualtieri entschlossen. „Lassen Sie mich wissen, was Sie erfahren, und das übrige wird sich finden. Sie wissen, daß ich mich nicht leicht zu den schwersten und letzten Mitteln entschließe, daß ich aber auch nicht davor zurückschrecke, wo ich sie für nötig halte. — Auf Wiedersehen! Und senden Sie sofort. Hören Sie?"

„Zweifeln Sie nicht, Herr Baron. Auf Wiedersehen!"

Damit trennten sich die Herren. Gualtieri stieg in seinen Wagen und fuhr davon, während Don Lorenzo die Via Vittorio Emanuele hinaufstieg, um in einem der dort befindlichen Restaurants zu frühstücken.

Auch der Mönch, der nach Ansicht des Don Lorenzo keiner sein sollte, war, nachdem er seinen Soldo empfangen, die Via Vittorio Emanuele hinaufgegangen, aber nicht um in einem teuren Restaurant zu frühstücken. Das wäre denn doch zu auffällig gewesen. Ein Bettelmönch kann, ohne das geringste Aufsehen zu erregen, in alle Häuser, in die Wohnungen, Kirchen, kurz überall hingehen, nur nicht dahin, wo es Geld kostet, denn dann würde man an sein Gelübde der Armut nicht mehr glauben.

Don Martino ging unbekümmert und ohne sich auch

nur ein einziges Mal nach den beiden mildtätigen Herren umzusehen, schlürfend und schleppend die Straße hinauf, bis nach den Quattro Canti. Hier bog er rechts ab in die Via Macqueda und kam so in das neue Viertel von Palermo im Norden der Stadt, wo die modernen Wohnhäuser und Straßen sich befinden. Der Mönch wußte hier offenbar nicht mehr recht Bescheid. Er las die Straßennamen sorgfältig von den Ecken ab, und wenn er in eine neue Straße einbog, sah er sich vorsichtig um, als ob er gefürchtet hätte, daß man ihm folge oder ihn beobachte. So gelangte er endlich in die Via Villarosa und in das Haus, wo der Procuratore De Luca wohnte.

„Friede sei mit Euch," sagte er zu dem Portier, der aus seiner Loge heraustrat und ihn eigentlich fragen wollte, zu wem er zu gehen beabsichtige. Bei dem frommen Gruß verbeugte er sich aber höflich vor dem Mönch, schlug das Kreuz und ging wieder in seinen Käfig zurück.

Herr De Luca empfing den Mönch sehr lebhaft und führte ihn eilfertig in sein Arbeitszimmer.

„Haben Sie Glück gehabt, Don Martino? Haben Sie mir etwas mitzuteilen?" fragte er erregt. „Bitte, nehmen Sie Platz. Sie werden müde sein."

Don Martino war in der Tat ermüdet. „Sind wir hier ungestört?" fragte er, sich setzend.

„Vollständig. Es hört uns hier kein Mensch."

„Auch Ihr Sekretär nicht?"

Verblüfft schaute ihn De Luca an. „Mein Sekretär ist gar nicht hier. Aber wenn er auch hier wäre —"

„So würde ich Sie ersuchen, ihn sofort wegzuschicken. Doch davon später. Nur vergessen Sie nie, Herr Procuratore, daß wir hier in Palermo sind, und Sie Wichtiges keiner Seele anvertrauen dürfen. Ihr Sekretär

gehört zur großen Familie und trägt sogar Ihre Privatkorrespondenzen zum Advokaten Vitale."

„Mein Sekretär?" fuhr De Luca erschrocken auf.

„Ja. Übrigens hat sich meine Vermutung, daß dieser Don Lorenzo Vitale als eine Art Zentrum und Vermittlungsstelle für die unsauberen Geschäfte der Mafia fungiert, als wahr erwiesen. Jedenfalls ist der Schein, der Ihrem Schuster so viel Ungemach verursachte, durch seine Hände gekommen und auch wieder zurückgegangen."

„An wen?" fragte De Luca begierig.

„An den Baron Buonanima."

„Sie wissen das bestimmt? Ich habe es ja immer geargwöhnt, aber es handelt sich um die Gewißheit."

„Diese kann ich Ihnen geben," erwiderte Don Martino und erzählte nun sein Abenteuer mit dem Baron Gualtieri und dem Advokaten Vitale. Er hatte ja von der ganzen Unterhaltung zwischen diesen Herren nur Bruchstücke gehört, aber sie genügten doch, um Herrn De Luca mit dem, was er schon wußte, ein genaues Bild des Vorganges zu geben. Es stand jetzt für ihn fest, daß Cavaliere Seraffini durch die Vermittlung des Verteidigers Lorenzo Vitale eine größere Summe Bestechungsgelder vom Baron Gualtieri erhalten hatte.

Unter normalen Umständen hätte das genügt, eine Untersuchung gegen die Beteiligten zu eröffnen. Aber die Umstände waren eben, wie Herr De Luca schon während des Prozesses gegen Baron Gualtieri erfahren, nicht normal, und er würde alles verdorben haben, wenn er schon jetzt mit der ganzen Schwere der juristischen Prozedur vorgegangen wäre. Cavaliere Seraffini konnte eine harmlose Ausrede für die empfangene Zahlung finden, schon um sich selbst nicht als Bestochener zu denunzieren, und die ganze Untersuchung

würde ein Schlag ins Wasser sein. De Luca mußte ruhig und geduldig seine Minierarbeit fortsetzen, bis er greifbare Tatsachen, deren Beweise ihm nicht unter der Hand wieder entwischen konnten, vor sich hatte.

„Wir brauchen etwas Positives, Don Martino, eine Tatsache, die für sich selbst spricht, einen Brief oder überhaupt etwas Schriftliches, und wenn es drei Zeilen sind — eine alte Rechnung oder dergleichen, wenn es nur etwas ist, was klar und deutlich spricht," sagte Herr De Luca, als der Detektive seinen Bericht gemacht.

„Herr Staatsanwalt," unterbrach ihn dieser, „ich fürchte, wir werden bald so viele Tatsachen in Sizilien erleben, daß uns allen der Kopf davon weh tun wird."

„Was meinen Sie?"

„Ich meine, daß die Unruhen, die sich immer mehr um Palermo herum anhäufen, sich schließlich auch auf die Stadt verpflanzen und uns alle über den Haufen rennen werden."

„Der Präfekt hat bereits um Truppen nach Rom telegraphiert. Es kommt nicht überraschend. Aber — haben Sie etwas Besonderes erfahren?"

„Es wühlt und gärt an allen Ecken. Ich kam auf meiner Tour in die frühere Wohnung des Gaetano Russo und glaubte dort vielleicht etwas über dessen nähere Verbindung mit der großen Familie zu erfahren. Das war nun nicht der Fall, aber ich traf den Vater seiner Frau, den alten Lubeddu, mit seiner roten Fahne, den Sie ja auch kennen —"

„Der Mann ist verrückt, Don Martino."

„Warum sperrt man ihn dann nicht ein? Verrückte gehören ins Irrenhaus."

„Es ist keines da, soviel ich weiß."

„Ich glaube es ja gern und habe es gesehen, daß der Mann vor Kummer und Hunger, vor Elend und

Not nicht mehr recht Herr seiner fünf Sinne ist, aber er hat in seinem Wesen etwas so Explosives, Aufreizendes, Mitsichfortreißendes, daß er sehr gefährlich werden kann für sich und die anderen."

„Es muß ein Antrag an die Polizei gestellt werden."

„Glauben Sie, daß das etwas nützt?"

„Nein. Aber wir haben dann das Unsere getan."

Die beiden Männer sahen sich einen Augenblick gegenseitig an. Es war, als ob ein Zug der Mutlosigkeit, des verzweifelten und hoffnungslosen Ringens mit übermächtigen Zuständen sie überraschte. Sie taten ihre Pflicht, wie man seine Pflicht tut auf einem verlorenen Posten, hoffnungslos, nur der eigenen Ruhe wegen.

In diesem Augenblick klingelte es draußen auf dem Korridor.

De Luca stand rasch auf. „Das ist mein Sekretär," sagte er flüchtig, „er bringt mir die Eingänge. Sie wollen natürlich in Ihrer Verkleidung nicht gesehen werden?"

„O, es handelt sich dabei weniger um mich. Die Kutte hat so wie so ausgedient. In meinem Handwerk nützt sich alles rasch ab. Ein zweites Mal dürfte ich wohl Herrn Lorenzo Vitale nicht als Franziskaner anbetteln. Aber Ihr Sekretär darf mich in Ihrem Interesse nicht hier sehen."

Der Staatsanwalt, der schon an der Tür stand, kam noch einmal zurück und sah den Detektive fragend an.

„Nehmen Sie sich vor ihm in acht," fuhr dieser fort, „und vergessen Sie nicht, daß er alles, was er hier sieht und hört, Herrn Vitale hinterbringt. Schicken Sie ihn fort, oder — lassen Sie ihn nur sehen und hören, was Herr Vitale sehen und hören soll."

„Gut. Ich werde ihn behalten," sagte De Luca

nach einer kurzen Pause und führte seinen Besuch in das Nebenzimmer. „Und was wollen Sie jetzt für eine Verkleidung wählen?“ fragte er hier.

„Ich weiß noch nicht. Der verwünschte Dialekt macht mir zu schaffen. Ich muß sehr vorsichtig sein.“

„O, der sizilianische Dialekt! Ich bin schon Jahr und Tag hier, und es ist mir noch nicht gelungen, hinter die Geheimnisse des sizilianischen Dialekts zu kommen. Die reine Gaunersprache, gemacht, daß sich zwei verständigen können, ohne daß der dritte etwas davon merkt. — Ich sehe Sie doch bald wieder?“

„Morgen.“

„Gut. Auf Wiedersehen! Ich lasse jetzt den Sekretär ein, und Sie gehen dann durch diese Tür davon. Ich will ihn schon so lange festhalten, daß er Sie nicht sieht.“

De Luca ließ den Mönch im Nebenzimmer allein und traf gleich darauf in seinem Arbeitszimmer mit seinem Sekretär zusammen. Das war ein junger eleganter Herr mit Lackstiefeln, langem Gehrock und hohem Stehkragen, aus dem ein blasses, zierliches, sorgfältig gestriegeltes Köpfchen heraussah — alles für fünfundsiebzig Lire pro Monat. Schon manches Mal hatte sich De Luca gefragt: Wie bringt der Mann das alles fertig für so wenig Geld? Jetzt fragte er sich nicht mehr.

„Hier ist die Mappe, Herr Procuratore,“ sagte der Sekretär mit einer devoten Höflichkeit.

„Gut, Don Rocco,“ erwiderte De Luca ausnehmend freundlich, „bitte, nehmen Sie Platz.“

Draußen ging ein schlürfender und schleppender Tritt über den Korridor, dessen Tür sich gleich darauf schloß. Aber Don Rocco hörte nichts und sah nichts davon. Er war viel zu sehr beschäftigt.

Zwölftes Kapitel.

Der Fremdenführer Peppo war gar nicht mehr mit der Welt zufrieden. Er hatte es ja eigentlich verhältnismäßig weit im Leben gebracht. Vom zerlumpten Bauernjungen in Corleone, der sich mit den Schweinen seines Vaters herumgebalgt, war er zum Fremdenführer in Palermo avanciert. Man gab ihm zu essen und auch zu trinken, reichlich sogar, man kleidete ihn wie einen Signore, und manchmal hatte er sogar Geld in der Tasche. Was wollte er denn noch? Er hätte sich wohl zufrieden geben können, wenn er hätte so freundlich sein wollen, aber er gehörte zu den unselig vielen Menschen in unserer Zeit, deren Hirn selber voller ungezügelter Wünsche steckt und deren Bedürfnisse auf jeder neuen errungenen Stufe immer weiter ausgreifen und ins Unendliche wachsen. Peppo war, wie viele seiner Landsleute, ein intelligenter Bursche, und man hätte unrecht getan, das nicht anzuerkennen; unter besseren und gesünderen Verhältnissen wäre aus ihm wohl ein tüchtiger, leistungsfähiger Mensch geworden. Aber die nichtstuerische, herumlungernde Art seiner Existenz, die Umgebung, in der er aufwuchs, die Unmoral und die Verbrechen, die er in der heimlichen Gesellschaft der großen Familie sah, mußten seine Intelligenz schließlich zu einer unglücklichen, ihn selbst zu einer Schattenpflanze machen.

Er hatte es satt, den Fremdenführer zu spielen, wie er schließlich jede Beschäftigung satt bekommen haben würde. Da er nun aber einmal Fremdenführer war, so langweilte er sich dabei, alle Tage dieselben Redensarten zu machen, alle Tage dieselben Einfaltspinsel, die aus aller Herren Länder hierher kamen, und alles anstaunten, wo nichts zu sehen war, herumzuführen, die-

selben Steine, dieselben Bilder, Häuser und Höhlen zu zeigen, die ihm alle miteinander schon zum Halse heraushingen. Er hätte lieber etwas Neues, etwas Großes, ihm Würdiges unternommen, was ihn rascher vorwärts brachte, oder noch besser, ihn mit einem Schlage zum gemachten Manne erhob. Denn wenn Peppo auch ein intelligenter Mensch war, so war er doch auch ein Faulpelz, der am liebsten gar nichts mehr getan hätte.

In dieser Stimmung lief er eines Morgens von seinem gewöhnlichen Standort am Dom fort und wollte nach dem Mercato Nuovo gehen, wo er hoffte, mit Assunta Russo zusammenzutreffen, die Fische dorthin zum Verkauf brachte. Er wollte endlich Klarheit in diese Geschichte bringen und Assunta fragen, ob sie seine Frau werden wollte oder nicht. Er glaubte den Boden lange genug und gut genug vorbereitet zu haben, um eine günstige Antwort zu erhalten. Das Weitere würde sich dann schon finden.

Aber noch ehe er dahin gelangte, sah er in einer Straße vor einem Seidenwarenladen eine Equipage stehen, die seine Aufmerksamkeit fesselte. Es war die Equipage mit dem Wappen des Barons Buonanima, und neben dem Wagen stand, als ob sie gerade aus dem Laden herausgekommen wäre, Baronin Ghela mit dem Staatsanwalt De Luca im Gespräch.

Was mochten die beiden zu verhandeln haben? fragte sich der intelligente Peppo. War ihr Zusammentreffen eine abgekartete Geschichte, oder war es ein Zufall? Peppo hätte seinen kleinen Finger drum gegeben, wenn er gewußt hätte, von was die beiden so erregt, so in fliegender Hast sprachen. Instinktiv ahnte er, daß sich Baron Gualtieri dafür sehr interessieren würde. Vorsichtig birschte er sich an den Wagen heran, um zu horchen. Die beiden kannten ihn ja nicht und waren

außerdem so erregt, daß sie wohl kaum Augen dafür haben würden, wenn sich Peppo auch die bunten Taschentücher im Ladenfenster ansah, die ja nicht bloß für Staatsanwälte und Baroninnen dort hingen.

„Sie tun sehr unrecht, Herr De Luca," hörte er Baronin Ghela sagen, „Sie waren sonst viel freundlicher zu mir und zu Papa. Ich hoffe, keine Sünde zu begehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie vermisse und daß es mich überrascht hat, weder zu meiner Verheiratung noch nach derselben irgend ein freundliches Wort oder auch nur ein stummes Zeichen der Erinnerung von Ihnen erhalten zu haben."

„Frau Baronin — —!" rief De Luca verstört.

„Lassen Sie das nur," fuhr Ghela fort. „Ich begreife sehr wohl, daß der gesellschaftliche Verkehr zwischen Ihnen und meinem Mann seine Schwierigkeiten hat. Aber warum soll nicht einmal der Versuch gemacht werden, jetzt nach so langer Zeit sie zu überwinden? Es liegt darin mehr, als ich zu sagen wage. Lassen Sie mich den ersten Schritt tun, und tun Sie den zweiten."

„Unmöglich!" warf De Luca heftig ein.

„Aber Papa können Sie doch einen Besuch machen. Ich glaube sogar, daß —"

Peppo fluchte leise. Ein Wagen fuhr vorüber, und sein Rasseln auf dem harten Pflaster verschlang die Worte, die gerade jetzt anfingen, interessant zu werden. Aber seine Intelligenz ließ ihn auch hier nicht im Stich und ergänzte ihm, was er nicht hörte. Als er gleich darauf sich umdrehte, um wenigstens zu sehen, wo er nichts mehr hören konnte, bemerkte er, wie Baronin Ghela den Handschuh von der rechten Hand abstreifte und die Hand dann Herrn De Luca hinreichte. Wie fein — und wie vielsagend! dachte der intelligente

Peppo. Vielleicht glaubte Baronin Ghela, daß Herr De Luca die Hand küssen würde? Peppo glaubte es sicher.

Aber der Staatsanwalt begnügte sich, die Hand zu erfassen und eine steife Verbeugung zu machen.

„A rivederci,“!*) hörte er dann Baronin Ghela sagen.

„A rivederla,“!**) erwiderte Herr De Luca förmlich.

Auch das gab Peppo zu denken. Diese vertrauliche Form Ghelas und der ganze Ausdruck ließen darauf schließen, oder wenigstens schloß Peppo daraus, daß die beiden eine Zusammenkunft verabredet hatten und noch dazu im Hause ihres Vaters. Die moralische Entrüstung Peppos machte sich in einem leisen Pfeifen Luft. Reiche Leute, dachte er dann, können sich alles erlauben, und ging weiter.

Am Mercato Nuovo schlenderte er ewig hin und her und rauchte eine Zigarette nach der anderen, ehe er Assunta fand. Endlich traf er sie, wie sie aus einer Restaurantküche kam, wo sie ihre Fische verkauft zu haben schien. Sie hatte nur noch zwei leere Körbe, die sie auf dem Kopfe trug und an denen noch die silberglänzenden Fischschuppen hingen. Es war ein schönes Bild, wie das kräftige junge Mädchen mit den dunkelblitzenden Augen hoch aufgerichtet — um die Körbe in der Balance zu halten — dahinschritt, und nicht nur Peppo ließ die Augen staunend und bewundernd an ihr hängen.

„Assunta!“ rief er sie an.

Sie drehte sich langsam und gemessen um. Der Umstand, daß sie immer achtgeben mußte, daß ihr die Körbe nicht vom Kopfe rutschten, gaben ihrer Haltung

*) Auf Wiedersehen.

**) Die ehrerbietigere, höflichere Form für denselben Wunsch.

und ihren Bewegungen eine gewisse langsame Grandezza, die ihrer schönen Figur außerordentlich zum Vorteil ausschlug.

„Was willst du?“ fragte sie sehr von oben herab und zwar in doppelter Bedeutung des Wortes, denn Peppo war ein ganzes Stück kleiner als sie.

Peppo sah nach den Körben in die Höhe und wurde etwas nachdenklich. Es war ihm, als ob er sehr vorsichtig sein müsse, damit ihm die Körbe nicht etwa unversehens auf den Kopf flogen.

„Ich habe mit dir zu reden,“ sagte er.

„Wovon?“ fragte sie kurz.

„Von — — von Salvatore. Komm, lehne deine Körbe einstweilen dort an die Mauer und setze dich mit mir hierher. Wir können wohl auch einmal ein Glas Wein zusammen trinken.“

Sie standen nicht weit von einer kleinen schmierigen Weinkneipe. Ein paar Tische und Stühle standen vor dem Lokale auf der Straße.

„Hast du mit ihm gesprochen?“ fragte sie hastig.

„Ja,“ sagte er zögernd und ging langsam nach einem der Blechtischchen, wo er sich niedersetzte und ein halbes Liter Rotwein bestellte. Sie folgte ihm, warf mit einem Ruck ihre Körbe in die Ecke und setzte sich zu ihm.

„Wann kommt er wieder zurück?“ fragte sie in ihrer hitzigen, bestimmten, wie fordernden Art. „Himmlischer Vater, was für dumme Leute müssen in den Gerichtsstuben sitzen, daß sie sich noch immer nicht von seiner Unschuld überzeugt haben.“

Peppo machte eine bedenkliche Miene und wiegte sein Haupt hin und her.

„Warte nicht darauf, Assunta,“ sagte er bedeutsam und wichtig, als ob er Gott weiß welche Geheimnisse verberge.

„Was sagst du? Auf was soll ich denn warten?"

„Dabei ist schon mancher alt und grau geworden. Du hast doch auch von dem großen Prozeß gehört, der jetzt in Bologna verhandelt wird und der vor neun Jahren hier angefangen hat."

„Was geht mich der Prozeß an?"

„Er soll dir zeigen, was es mit der sizilianischen Gerechtigkeit auf sich hat."

„Aber Salvatore ist unschuldig. Er hat nichts Unrechtes getan."

„So sagst du, und andere sagen anders."

„Wer?" schrie sie laut und kampfbereit.

„Dein Bruder!" antwortete er prompt.

„Gaetano?" rief sie erstaunt und erschrocken.

Ein kleiner buckliger Kellner in Hemdärmeln brachte den Wein und setzte ihn mit den Gläsern auf den Tisch. Langsam goß Peppo davon ein, zuerst, um die Gläser auszuspülen, ganz wenig, das er dann auf die Erde goß. Dann schenkte er beide Gläser voll bis zum Rand. Assunta sah ihm mit angehaltenem Atem und mit zitternder Ungeduld eine Antwort erwartend zu.

„Wenn du mich belügst, Peppo," rief sie halblaut und leidenschaftlich, „so wäre dir besser, du hättest diesen Tag nie gesehen!"

„Ich habe das Protokoll selbst gelesen," sagte er fest und bestimmt. „Soll ich dich etwa belügen, Assunta, weil dir nicht paßt, was dein Bruder ausgesagt hat?"

„Was hat er gesagt?"

„Daß Salvatore die Glocke von der Kapelle der Madonna del Mare gestohlen hat."

Sie sagte kein Wort, aber sie wurde bleich bis in die Lippen und sah Peppo so durchdringend an, als ob sie in seinem Inneren lesen wollte.

„Trink, Assunta!" sagte dieser eigentümlich monoton.

„Das ist nicht wahr!“ preßte sie endlich hervor.

Peppo zuckte geduldig mit den Schultern, als ob er das eben ruhig über sich ergehen lassen müsse, und sagte: „Frage deinen Bruder selbst, und wenn er etwas anderes sagt, so ist er ein Lump, Assunta.“

Noch immer hing ihr Blick starr und drohend an ihm, als ob sie nicht fassen, nicht glauben könne, was sie doch so deutlich, so schreiend deutlich hörte.

„Ich sage dir, es wird mancher alt und grau, wenn er auf solche Geschichten wartet,“ fuhr er, da sie noch immer nichts sagte, fort, „und es ist schade darum, auf jemand zu warten, der sein Glück so wenig in acht nimmt. Und dann — was hast du denn, wenn du, wer weiß wie viele Jahre, auf Salvatore wartest? Einen Mann, der gesessen hat und von dem kein Mensch mehr etwas wissen will. Du kannst mit ihm hungern, aber ich würde dir doch raten, dir das zweimal zu überlegen. Hunger tut weh, Assunta. Solange du jung bist, da geht das wohl alles noch an, aber es kommen Jahre, wo bleiche, hungernde Kinder um dich herumstehen und du dich vergebens nach einer festen Stütze umsiehst. — Ich meine es gut, Assunta. Denke wohl daran.“

Ihr Blick war leer in die Ferne gerichtet, wie auf eine wüste, öde Steppe, ihre Lippen blutlos und trocken, halboffen, als ob sie etwas sagen wolle und doch nichts herausbringe.

„Höre mir zu,“ fuhr er nach einer kleinen Pause leiser fort. „Ich bin freilich nicht so groß und stark wie Salvatore, aber es kommt im Leben nicht immer darauf an, und wenn es das Schicksal einmal so fügen sollte, so würde ich für dich immer Rat schaffen können — besser als Salvatore.“

„Ah!“ machte sie plötzlich und richtete die Augen

wieder finster und wild auf ihn. Der eine Laut hatte sie verwandelt. Es strömte wieder warmes Blut und Leben durch ihren Körper, ihre Hand ballte sich, und einen Augenblick sah es aus, als ob sie ihn zu Boden schlagen oder ihm das gefüllte Weinglas, das vor ihr stand, ins Gesicht schleudern wolle. Dann aber beherrschte sie sich mit einer außerordentlichen Anstrengung, biß sich mit rücksichtsloser Heftigkeit in den Finger, um sich so gewaltsam sowohl am Sprechen, wie an unüberlegten Bewegungen der Hand zu hindern.

„Gib dich nur zufrieden, Assunta, das macht sich mit der Zeit alles, und wenn es auf den ersten Blick noch so unmöglich aussieht,“ fuhr er, nicht ganz klar über ihre plötzliche Erregung, zuredend fort. „Ich habe viele und mächtige Freunde, die nicht nur mir selbst gern helfen, sondern auch denen, an welchen ich vielleicht Interesse haben werde. Was nützt denn das nun alles? Man muß praktisch im Leben werden. Dann kommt man vorwärts. Sieh, ich stehe nicht schlecht. Das siehst du mir wohl an. Ich leide keine Not, und wenn ich mich einmal verheirate, so ist mir ein festes Einkommen von hundert oder hundertzwanzig Lire im Monat vollständig sicher. Damit können wir doch sehr gut leben, und du brauchst dich um nichts zu sorgen. Meinst du nicht, Assunta?“

Das Verhalten Assuntas war während dieser Redensarten höchst eigentümlich. Ihre Augen lagen so fest und durchdringend auf seinem Munde, als ob sie ihm die Worte durch ihren Blick hervorziehen könnte, keine seiner Bewegungen entging ihr. Aber noch immer biß sie sich mit aller Heftigkeit auf den gekrümmten Zeigefinger, so daß man jeden Zahn in dem Fleische sah, und auf die direkte Frage hatte sie nur einen dumpfen, unartikulierten Laut und ein mehrfaches Nicken mit

dem Kopfe zur Antwort, das sowohl eine Zustimmung wie auch eine Aufmunterung zum Weitersprechen für Peppo sein konnte.

„Es kommt alles darauf an, wie man's macht," begann Peppo von neuem altklug und überredend. „Warum sollte man denn gerade Salvatore nicht helfen können, wenn dir oder jemand anders so besonders viel daran liegt? Es gibt schon Mittel und Wege, ihn entwischen zu lassen. Er geht eine Zeitlang von Palermo fort, bis Gras über die Geschichte gewachsen ist. Ein tüchtiger Arbeiter wie er kommt überall fort. Und nach einem Jahr oder zweien kräht kein Hahn mehr nach ihm, und er kann machen, was er will."

„Und du kannst es machen, daß er freikommt?" fragte sie eigentümlich lauernd und forschend.

Er sah sie schlau an. „Natürlich kann ich das," sagte er dann, „aber ich wäre sehr töricht, wenn ich es tun wollte, um ihn dir in die Arme zu führen. So dumm, wie du vielleicht denkst, bin ich nicht, Assunta. Wenn du mir aber versprichst, ehrlich und brav, meine Frau zu werden, so verspreche ich dir, daß Salvatore frei sein wird."

„Wie willst du das machen?"

„Auch das werde ich dir sagen, wenn ich weiß, ob ich dir trauen darf. Vertrauen gegen Vertrauen, Liebe gegen Liebe. Ich habe dich so lieb," fuhr er plötzlich flüsternd und sich leidenschaftlich zu ihr hinüberbeugend fort, indem er ihre Hand fest umspannte, „daß ich für dich alles hingebe. Was liegt mir denn an all dem Gelichter, mögen sie sich Baron oder Cavaliere oder Avvocato nennen, oder mögen sie in der Nacht herumschleichen wie Mörder, ich drehe ihnen allen eine Nase, wenn ich dich dafür erringen kann. Ich sehe schon den Tag kommen, wo ich einmal abrechne, wo ich, das Geld in

der Tasche, meiner Wege gehe nach Neapel, nach Rom oder wohin es mir gefällt, aber mit dir — nicht allein. Und dann werde ich dir zeigen, wie man lebt in der Welt. Du weißt und kennst das nicht. Du denkst, Sizilien ist die Welt. Laß mich nur machen und vertraue mir, Assunta. Ich sage dir, in Palermo würde mancher zittern, wenn ich reden wollte. Und es wird die Zeit kommen, wo ich reden will und kann, und man wird mich nobel bezahlen, damit ich den Mund halte. Sei mir nur gut, Assunta, und halte zu mir, und du wirst leben wie eine große Dame, wirst mit dem Hut auf dem Kopfe*) spazieren gehen und in der Carrozzella fahren. Ist es nicht eine Schande, daß ein Mädchen wie du in Aquasanta verkommt?"

Er erzählte noch viel von den Herrlichkeiten, die ihrer warteten, wenn sie seine Frau werden wolle. Leise, aber mit leidenschaftlichem heißen Flüsterton malte er ihr klar und überzeugend ein neues, schönes Leben aus, das sie an seiner Seite führen würde, wenn sie ihn liebte.

Assunta hörte, den Blick nachdenklich zu Boden gesenkt, still zu. Sie hatte da eine Partie begonnen, die sehr weit und sehr ins Ungewisse führte und auch sehr gefährlich war. Was mochte sich hinter den halben Worten und Redensarten, mit denen Peppo in Bezug auf seine Verbindungen um sich warf, alles verbergen? Vielleicht konnte es ihr nützen, wenn sie alles erfuhr, was der Mann wußte. Sie hätte kein Mädchen sein müssen, wenn sie nicht hätte sehen sollen, daß er bis zur Sinnlosigkeit in sie oder in das Leben, das er — da draußen — mit ihr zu führen beabsichtigte und

*) Gewöhnliche Frauen und Mädchen aus dem Volke tragen keine Hüte in Sizilien.

träumte, verliebt war. Sie hätte ihn vollständig in ihre Gewalt bekommen können, wenn sie nur ein wenig nachgab, ein wenig Komödie mit ihm spielte. Aber so leicht, wie sie sich das anfänglich gedacht, war das nicht. Peppo war schlau und auf seiner Hut, und bei dem geringsten Mißtrauen, das er schöpfte, war es um sie geschehen. Aber was wagte Assunta nicht um Salvatores willen? Wessen war sie nicht fähig, wenn es seine Rettung galt? Sie wußte nichts, was sie nicht getan hätte zu diesem Zweck, und wenn es um ihr Leben gegangen wäre.

Sie ließ ihm ihre Hand willig.

„Wann willst du mich heiraten, Peppo?“ fragte sie mit niedergeschlagenem Blick.

„Wann du willst,“ erwiderte dieser rasch. „Du hast nur zu bestimmen.“

„Gut. Höre mir genau zu, Peppo. Ich heirate dich am selben Tage, an dem Salvatore frei wird, und wenn du ihn befreit hast. — Nein, sage noch nichts. Ich gestehe dir offen und ehrlich, daß ich es um des armen Salvatore willen tue —“

„Weshalb du es tust, ist mir gleichgültig, wenn du es nur tust,“ jubelte Peppo.

„Ehrlich und treu werde ich mein Wort erfüllen, wie ich von dir erwarte, daß du mich nicht betrügst.“

„Kein Wort mehr davon, Assunta. — Assunta, mein Herz, meine Welt, mein Alles! Du sollst mit mir zufrieden sein.“

Assunta stand auf. „Ich muß jetzt gehen,“ sagte sie. „Wir sprechen noch weiter davon. Komm heute abend, wenn es finster ist, nach Aquasanta. Hörst du?“

„Ich komme, ich komme.“

„Es muß alles klar sein zwischen uns, und ich will alles wissen, was dich und also auch mich angeht. Du

wirst das wohl begreifen. Du mußt mir alles sagen, rückhaltlos, die reine Wahrheit, wenn ich dir vertrauen soll. Laß mich nur jetzt los. Hier ist kein Ort zu so etwas. Komm nur heute abend."

Sie sprach in einem etwas tieferen Ton als sonst, war aber im übrigen freundlich und fast vertraulich zu ihm, blitzte ihn sogar verheißungsvoll mit ihren dunklen Glutaugen an, so daß Peppo vor lauter Wonne nach Luft schnappte. Er wollte noch etwas sagen, brachte aber nur die Worte: „Heute abend! Heute abend!" heraus. Endlich entschlüpfte sie ihm mit einer gewandten Bewegung, lächelte ihm von weitem noch einmal neckisch zu und verschwand.

Peppo blieb noch eine Weile sitzen und trank seinen Wein aus. Die Liebe, dieses Wunderding des menschlichen Lebens, verwandelte natürlich auch ihn, aber — gescheiter wurde er davon nicht, wenn er es auch selbst nicht merkte. Er war ganz der Mann mit dem heißen Herzen, der unfehlbar unter den Pantoffel geriet, wenn er nur die Rechte traf. Assunta war jetzt die Sonne seiner Existenz, die seine Gedanken und seinen Willen beherrschte, seine Taten beeinflußte, soweit ihr das beliebte. „Heute abend! Heute abend!" murmelte er mehrmals in einem sanften Delirium, und er wünschte, daß die Sonne, die noch hoch im Mittag stand, mit einem Male heruntergefallen wäre ins Meer, damit es nur Abend würde.

Da das aber nicht geschah, so stand er endlich auf und schlenderte in seiner gewöhnlichen Art, mit dem Spazierstöckchen spielend, langsam denselben Weg zurück, den er gekommen war. Assunta gab jetzt auch in ihrer Abwesenheit seinen Gedanken eine bestimmtere, ausgeprägtere Richtung. Was ihm vorher nur dunkel und unklar vorgeschwebt, nahm jetzt greifbarere Form und

Gestalt an. Geld machen, auf welche Weise es auch immer sei, nur möglichst viel, dann mit Assunta auf und davon, in Rom oder Neapel ein lustiges Leben führen und von dort aus seinen mächtigen Brüdern in der großen Familie die Daumschrauben ansetzen, um weitere Mittel für ein flottes Leben zu schaffen — darauf ging in der Hauptsache sein Plan hinaus. Was waren für Baron Gualtieri zwanzig- oder dreißigtausend Lire, wenn er sich dafür einen Plauderer vom Halse schaffen konnte? Peppo wußte genug, um sehr gefährlich werden zu können, und wenn er sich erst in Sicherheit wußte, so konnte er in aller Ruhe mit seinen Kenntnissen Handel treiben. Der oder jener würde sie ihm schon anständig bezahlen. Er war nicht wählerisch darin.

Bezüglich Salvatores, dessen Freilassung der Preis für alle diese Herrlichkeiten war, kam er gar nicht in Unruhe. Er brauchte ja nur den Hergang der Entwendung der Glocke in der Kapelle der Madonna del Mare klarzustellen, was er jederzeit konnte — besser als irgend ein Mensch in ganz Sizilien, dann mußte Salvatore freigelassen werden. Freilich konnte er das der eigenen Sicherheit halber erst tun, wenn er selbst geborgen war.

Aber darüber würde er sich mit Assunta schon einigen in dieser oder jener Weise. Das war sein geringster Kummer.

Dreizehntes Kapitel.

Die Herrschaft Buonanima brachte in guten Zeiten vier- bis fünfmalhunderttausend Lire ein, das heißt, so viel hatte sie eingebracht, als Gualtieris Vater noch lebte. Seitdem war das Erträgnis etwas zurückgegangen, trotzdem Gualtieri im großen ganzen und fast

zu genauer Wirtschafter war. Er ließ keinen Soldo Pacht nach, aber — wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren, und wenn seine Pächter nichts hatten, so konnte er nichts nehmen. Die guten Ernten fehlten. Die Gießerei brachte fast gar nichts mehr, denn die Verwaltungsspesen und Arbeitslöhne fraßen das auf, was die Konkurrenz übrig ließ, gute, profitable Regierungsaufträge fehlten fast ganz.

Dazu kam eine Menge anderer unangenehmer Dinge, um den Baron Gualtieri nervös zu machen und ihm die Laune zu verderben. Sein Prozeß hatte viel Geld gekostet, die Verwüstungen, die die aufrührerischen Feldarbeiter in der Campagna angerichtet hatten, stellten sich immer größer heraus, so daß es vieler Jahre bedurfte, um sie wieder wettzumachen, und dann — — — Ghela! Dieses eine Wort barg für ihn eine Welt von Bitterkeit und Enttäuschung und Tragik des Schicksals. Die schönste Blume seines Lebens war für ihn eine Giftblume.

Baron Gualtieri hatte Ghela ohne nennenswerte Mitgift geheiratet. Er hatte sie geliebt, wie man einen schönen Traum liebt, eine Erlösung aus allen irdischen Dissonanzen und Unvollkommenheiten, und deshalb waren die kontraktlichen Abmachungen für ihn um so mehr Nebensache gewesen, als ja nach dem natürlichen Verlauf der Dinge nach dem Tode von Ghelas Vater ihm das alles, was dieser besaß, zufallen mußte. Ohne ein Wort zu sagen, hatte Gualtieri den Ehekontrakt so, wie er ihm vorgelegt wurde, unterschrieben. Der Besitz Ghelas an sich war der leuchtende Stern, die Verheißung gewesen, die ihm alles andere wesenlos machte, die ihn entschädigen sollte für all die Widerwärtigkeiten des Lebens, für die geheime Zerrissenheit seines Inneren.

Und dann kam die Enttäuschung. Wenn er sich Ghela näherte, zitterte sie, bei jedem Kuß füllten sich ihre Augen mit Tränen und blickten ihn in unsäglicher Angst an, wenn er seine Hand um ihre Taille legte, schüttelte sie der Frost, als ob — — eine Mörderhand sie berührt. Was bedeutete das? War sie krank? Ghela behauptete es, aber ihm wurde dabei zu Mut wie einem Verdammten. Offenbar, meinte Gualtieri, trug an diesem Zustand Ghelas Berenice die Hauptschuld. Seine Schwester mit ihrem schon vom Klosterleben umfangenen düsteren Pessimismus hatte Ghela, die, wie sich Gualtieri zu überreden suchte, nur zu empfänglich für dergleichen war, angesteckt. Oder lag noch etwas anderes zu Grunde? Hatte die eisige Zurückhaltung, die schreckhafte Furcht Ghelas vor ihm noch einen anderen Grund? Eine geheime Ahnung, ein Verdacht — — oder mehr?

Baron Gualtieri stand in seinem Arbeitszimmer hinter der Gardine am Fenster und schaute gespannt über die Terrasse hinweg in den Garten. Am Tor stand die Equipage, die Berenice nach dem Bahnhof bringen sollte. Der Tag ihrer Abreise zu den Kamaldulenserinnen nach Cefalù war da. Diener trugen Gepäckstücke hinaus, und dem Baron Gualtieri war zu Mut, als ob damit eine persönliche Gefahr für ihn aus dem Hause entfernt würde. Er war froh, daß die Angelegenheit Berenices nun endlich so weit gediehen war, und paßte genau auf den Vorgang auf, als ob er gefürchtet hätte, daß sich noch im letzten Moment ein Hindernis einstellen könne. Die Klosterleute waren ihm außerordentlich bescheiden und leicht zufriedengestellt entgegengekommen. Berenice zahlte einen kaum nennenswerten Betrag für Einkleidung, Unterhalt und Ausbildung in der Krankenpflege, alles

übrige blieb dem Ermessen der Familie anheimgestellt. Nichts konnte ihm also erwünschter sein als die Entfernung, das Verschwinden Berenices aus seinem Hause und — wie er annahm — aus der Welt. Immer mehr und mehr beschlich ihn in letzter Zeit eine geheime Furcht vor seiner Schwester, nicht nur bezüglich ihres Einflusses auf Ghela, sondern auch wegen der verdächtigen Grübeleien, denen sich Berenice über den Tod Cesare Lombis noch immer hingab. Was konnte da nicht alles zum Vorschein kommen? Der Tag, an dem sich die Klostermauern hinter seiner Schwester — hoffentlich auf immer — schlossen, war für Baron Gualtieri eine Erlösung.

Er hörte einen leichten Tritt hinter sich, und als er sich umwandte, stand Berenice im Zimmer. Sie war, wie in letzter Zeit immer, vollständig in Weiß gekleidet; einfach und schlicht, aber faltig und weit und feierlich umgaben die weichen Wollgewänder ihre schlanke, vornehme Gestalt.

„Lebe wohl, Gualtieri!“ sagte sie ernst. „Möge Gott dir gnädig sein.“

Der lauernde Triumph und die zufriedene Berechnung verschwanden beim Anblick der Schwester sofort aus den Zügen Gualtieris und machten einem herzlichen Bedauern und zärtlicher Besorgnis Platz.

„So soll also doch geschieden sein, Berenice?“ rief er mit schmerzlicher, weinerlicher Stimme und streckte ihr lebhaft beide Hände entgegen. „Du weißt, daß dich niemand hier forttreibt. Es ist dein freiwilliger Entschluß, und es bleibt mir nichts übrig, als ihn zu respektieren, wie weh mir das auch tut.“

Sie richtete das durchgeistigte, bleiche Gesicht mit den brennenden Fieberaugen auf ihn. „Glaubst du, es täte mir nicht weh? Ein Abschied von der Welt im einundzwanzigsten Jahr!“ hauchte sie leise.

„Du hast es selbst nicht anders gewollt.“

„Weil es nicht anders ging,“ antwortete sie monoton, mit einer müden, hoffnungslosen Ruhe. „Oder willst du, daß ich hier bleibe, Tag um Tag, Stunde um Stunde bei dir bin, um immer und immer zu deinen Füßen die Leiche zu sehen, die ich nicht vergessen kann?“

Er zuckte erschrocken auf und sah sie fest an. „Und warum plagst du dich — und andere mit solchen wahnsinnigen Halluzinationen?“ rief er laut.

Unbeirrt, als ob er gar nichts gesagt, fuhr sie fort: „Oder willst du — denn ich kann nicht anders, wenn ich hier bleiben muß — daß ich Giuseppe Montalti, der beschworen hat, dich an jenem Abend im Theater gesehen zu haben, frage, wieviel er für seinen Schwur bekommen hat?“

„Berenice!“ schrie er drohend auf und faßte sie ungestüm bei der Hand.

Sie rührte sich nicht. Leise und ruhig erwiderte sie: „Sei still, Gualtieri, und beruhige dich. Ich gehe ja. Ich muß gehen. Selbst wider meinen Willen und mit blutendem Herzen muß ich gehen, denn — — — — du bist mein Bruder! Darum — — lebe wohl, Gualtieri, Gott sei dir gnädig!“

Das klang so ruhig, so fromm wie ein Gebet. Unwillkürlich ließ Gualtieri sie los.

Sie sah ihn nochmals an, nur kurz und flüchtig, kaum sekundenlang — — — es war ihr Bruder, und sie ging.

Als er sich wieder allein sah, atmete Gualtieri tief auf und murmelte leise: „Es war hohe Zeit.“ Aber das Schwerste war nach seiner Meinung nun getan, war vorbei. Nun glaubte er in seinem Hause schon Herr zu werden und alles nach seinem Willen zu lenken, sowohl in Bezug auf Ghela, als auch in Bezug auf

Lydia und Talleri. Was besonders den letzteren anlangte, so dachte Gualtieri nur mit einer verächtlichen Geringschätzung an ihn. Dieser junge Mann hatte offenbar keine Ahnung, was er tat und wem er gegenüberstand. Und doch hatte er sehr nötig, sich in acht zu nehmen, denn er schwebte in großer Gefahr. —

Kurze Zeit darauf schritt Berenice zur Villa Buonanima hinaus. Unter der Tür stand Lydia mit ihrer Mutter. Sie weinten beide, und Lydia schlang ihre Arme um den Hals ihrer Mutter, laut aufschluchzend, als ihre Schwester die Stufen hinabstieg. Das war nicht wie bei einer Abreise, sondern wie bei einem Begräbnis. Nur Ghela begleitete sie. Wie sie durch den Garten zum Tor gingen, lief ein schöner schneeweißer und zottiger schwedischer Windhund herzu, Berenices Liebling, ihre einzige Weltfreude — ihre letzte. Es war ein schönes Tier mit schmalem, edlen Rassekopf und klugen, treuen Augen. Ehe sie in den Wagen stieg, beugte sie sich noch einmal zu dem Hund herab und legte ihre Wange zärtlich an seine glatte, weiche Stirn. Dann stieg sie rasch ein und fuhr mit Ghela davon.

Der Hund sah ihnen verwundert nach. Unzweifelhaft hatte er das Gefühl, daß hier etwas Besonderes vorging, wenn es auch schwierig wäre, zu sagen, wie weit ihm sein Gefühl dem Verständnis der wunderlichen Aufregungen und Ereignissen im menschlichen Leben näher brachte.

„Weine nicht, Ghela,“ sagte Berenice im Wagen ruhig, fast heiter, „woher denn nur der Schreck vor Klostermauern, als ob sie ein Grab wären? Was ist denn nun schließlich unser ganzes Leben anders als ein — Marsch nach dem Grabe? Und noch dazu ein streng geregelter Marsch. Wir werden geboren, wachsen, werden alt und sterben, wie alles in der Natur. Wie

der Weinstock, der Baum oder der Hund, so trägt auch der Mensch sein Lebensgesetz in sich. So frei er sich dünkt, so sklavisch ist er ihm unterworfen. Seine freieste Lebensbetätigung, seine glühendsten Hoffnungen, seine größten Taten sind nichts als die schrittweise Erfüllung seines Geschicks innerhalb seiner festgelegten und vorherbestimmten Eigenart. Das Saatkorn, man kann es säen, wo man will, produziert doch immer wieder nur sich selbst, seine Art. Aus einer Kirsche wird nie eine Pflaume. Ebenso der Mensch, wie sehr ihm auch Eitelkeit, Ehrsucht, Geiz und andere Leidenschaften etwas vorspiegeln mögen — er bleibt, was er ist, was er zufolge Abstammung und gesetzmäßiger Entwicklung seiner Art nur sein kann und sein muß. Wie das Saatkorn dreißigfältig, einiges sechzigfältig und einiges hundertfältig trägt, so wird sich auch der Mensch je nach der Entwicklung seiner Fähigkeiten im Leben betätigen, die Grenzen dieser seiner eigenen Entwicklungsfähigkeit aber, so eisern und unabänderlich sie ihm gezogen sind, kennt er selbst nicht, und niemand weiß, wo er landet — das ist das Tragische in unserem Geschick! Der Mensch sieht und fühlt jede Stunde seines Lebens das geheimnisvolle Gesetz des Werdens und Vergehens, das urewige Rätsel seiner Existenz, welches Wohl und Wehe, Sein und Nichtsein bestimmt, ihn jeden Augenblick mit Furcht und Zittern, Hoffen und Wünschen erfüllt — und er kann dieses Gesetz nicht erforschen, die Tätigkeit seiner eigenen Seele nicht erklären, Fürchten und Wünschen, Freude und Leid nicht stillen."

„Berenice!" unterbrach sie Ghela.

Diese lächelte wehmütig und fuhr nach einer kleinen Pause fort: „Du hast mich nicht verstanden, Ghela? Es ist auch nicht nötig. Weshalb mit grüblerischem Geist hinuntertauchen in die Tiefen unserer Existenz,

um doch nichts anderes heraufzuholen als die elegische Gewißheit unseres tragischen Geschicks und endlichen Untergangs? Freue dich deines jungen Lebens, so gut du kannst, Ghela. Wer weiß, ob dir nicht noch vieles, holdes Glück auf der Welt erblüht. Mich aber laß meine Straße ziehen, die mir bestimmt ist. Ich war einmal glücklich und soll es nicht mehr sein, kann es nicht mehr sein. Was soll ich also noch bei euch?"

Am Bahnhof trennten sie sich. Berenice fuhr mit dem Zug nach Cefalù, und Ghela in ihrem Wagen wieder nach Hause. Beim Abschiednehmen hatte es Ghela geschienen, als ob ein leises, bitteres Zucken um die Lippen Berenices ging, als sie von Mutter und Geschwistern, Freunden und Freuden des Lebens Abschied nahm, immer einsamer und stiller mit ihrem todkalten Grübeln hinaustrat in eine fremde, abgeschlossene Welt. Ghela bewunderte sie. Es gehörte dazu doch ein gewaltiger Entschluß. Ghela wäre dazu nicht fähig gewesen. Wie viele Nächte mochte sie schlaflos und grübelnd gerungen haben, um zu der Erkenntnis zu gelangen, daß es nur so und nicht anders ging? Das bittere Zucken um die Lippen Berenices war vielleicht das letzte Echo der Welt in ihrem Herzen, bevor es hinter Klostermauern erkaltete und erstarb.

Als Ghela wieder in der Villa Buonanima ankam, sah sie im Park ihren Gatten mit einem anderen Herrn hin und her gehen, den sie schon öfters in der Gesellschaft oder doch bei ihrem Mann gesehen hatte. Es war ein Gentleman zweiten oder dritten Ranges. Ghela konnte den Mann nicht leiden. Was hatte Gualtieri mit solchen Leuten zu tun? Es war ihr schon bei einer anderen Gelegenheit aufgefallen, daß Gualtieri oft in befremdender Weise vertraulich mit Leuten verkehrte, die man sonst nicht kennt oder doch nur aus respekt-

voller Entfernung behandelt. Sie hatte gesehen, wie ein Gemüsehändler auf dem Mercato ihren Mann, als er mit ihr vorüberfuhr, ganz vertraulich zugenickt und mit der Hand gegrüßt, und Gualtieri hatte dem Manne wieder zugeblinzelt und seinen Gruß erwidert, verstohlen, aber doch ebenfalls vertraulich, wie einem alten Freund, mit dem man auf du und du steht. Ghela hatte solchen Beobachtungen nie Folge gegeben, weil sie sich sagte, daß ein Mann im Leben wohl die mannigfachsten Beziehungen haben kann. Sie hielt sich auch jetzt nicht mit langen Betrachtungen auf, sondern war froh, daß sie unbemerkt in das Haus und in ihr Zimmer schlüpfen konnte.

Gualtieri und Peppo waren viel zu sehr von sich in Anspruch genommen, als daß sie Ghela bemerkt hätten. Sie gingen im lebhaften Gespräch die lange Allee, die zum Meere führte, hinunter und waren darauf bedacht, selbst unbelauscht zu bleiben.

„Du hast sie selbst gesehen?" fragte Gualtieri eifrig.

„Mit meinen Augen, wie ich Sie jetzt vor mir sehe," erwiderte Peppo.

„Mit dem Staatsanwalt im Gespräch?"

„Ja, natürlich. Sie waren sehr höflich und nett miteinander, und die Frau Baronin zog den Handschuh aus und —"

„Wie? Sie verabredeten ein Rendezvous?"

„Im Hause ihres Vaters, wie ich Euer Gnaden schon sagte."

„Für wann?"

„Das weiß ich nicht. Herr Baron wollen gütigst bedenken, daß das Gespräch auf der Straße, vor dem Laden von Gozzi geführt wurde, wo alle Augenblicke Fuhrwerk vorbeirasselt und immer ein Mordsspektakel herrscht. Da kann man nicht jedes Wort hören. Und

dann — — gibt es doch auch Worte, die man eben nicht jedermann hören lassen will. Ich sah ja doch, wie sie sich gegenseitig zuneigten und leise flüsterten — —"

„Zuneigten? Gegenseitig? Wie?"

„Natürlich ist dann nicht mehr viel zu hören."

„Was flüsterten sie, Bursche?" fuhr ihn Gualtieri außer sich vor Wut an.

„Eh ... wer das wüßte, Herr Baron!" entgegnete Peppo achselzuckend. „Wenn Sie die Frau Baronin fragen, so wird sie vielleicht — — ich sage vielleicht, die Wahrheit sagen. Wenn sie es aber nicht tut — ich erlaube mir nur ganz untertänigst die Möglichkeit zu erwähnen, Herr Baron — so ist das nicht meine Schuld. Sie mag dann schon wissen, warum sie es nicht tut."

Baron Gualtieri war plötzlich in eine Aufregung geraten, daß man nicht ohne weiteres behaupten konnte, daß er die Worte Peppos hörte oder ihrem Sinne zu folgen vermochte. Die Lippen fest zusammengepreßt, die Augen wild funkelnd vor sich auf den Boden geheftet, von erdfahler Blässe, stieß er nur von Zeit zu Zeit ein sonderbares Stöhnen aus, das fast wie ein Grunzen klang. Man hatte den Eindruck, daß er sich innerlich mit jemand beschäftigte, der gar nicht zugegen war, und darüber den vergaß, der zu ihm sprach.

Aber so rasch diese Erregung gekommen und ihn vollkommen bemeistert, so rasch verschwand oder beherrschte er sie auch wieder.

„Gut, gut," sagte er dann gepreßt und in einem Tone, dem man anhörte, daß es offenbar nicht gut war, „du gehst jetzt sogleich zu Don Lorenzo. Verstanden?"

„Wie Euer Gnaden befehlen."

„Sofort! Hörst du?"

„Ja, Herr Baron."

„Und sagst ihm, daß unbedingt und so bald wie möglich abgestimmt werden müsse. Er soll alles für die Abstimmung vorbereiten. Hast du begriffen?"

Peppo war nicht taub und auch nicht blind. Er begriff besser, um was es sich handelte, als Baron Gualtieri ahnte. Er sah einen Menschen vor sich, der in leidenschaftlicher Wut kaum wußte, was er tat, und die stärksten Mittel für die besten hielt. Peppo wußte wohl, was es mit solchen Abstimmungen auf sich hatte. Die große Familie trat nur bei ganz besonderen Anlässen zur Abstimmung zusammen, wenn es sich um Tod und Leben handelte. Nur zu! dachte Peppo. Bei den kleinen Lumpereien kam so wie so nicht viel heraus. Vielleicht bot sich für ihn bei einer großen Sache Gelegenheit zu einem guten Fischzug.

„Geh!" stieß Gualtieri heraus. „Du wirst ja von Don Lorenzo hören, um was es sich handelt."

Peppo wußte es schon.

Als Gualtieri allein war, ging er langsam und tief versunken in seine Gedanken nach dem Hause zurück. War es möglich? fragte er sich immer wieder. Dieser Mann, der noch nicht einmal fünftausend Lire Gehalt hatte, wagte es, die Augen bis zu seiner Frau emporzuheben. Liebte er sie? Oder hatte Don Lorenzo richtig gesehen, und war De Luca auf neuer Fährte? Glaubte er von seiner Frau zu erfahren, was er von seinen Zeugen und Geschworenen nicht herausbekommen hatte? Es war beides möglich. Aber noch mehr beschäftigte ihn die Frage, wie Ghela zu der Sache stand. Liebte Ghela den Staatsanwalt? Das war wohl möglich. Die Enttäuschung, die offenbar auch Ghela in ihrer Verheiratung gefunden, wies sogar auf etwas Ähnliches hin. Daß Ghela ihn — Gualtieri — nicht sonderlich liebte, das war ihm ja klar geworden, und

die Abneigung, die Furcht, die sie vor ihrem eigenen Mann hatte, konnte sehr wohl aus einer — allerdings etwas spät erwachten Neigung zu einem anderen hervorgehen. Ging aber nun diese Abneigung so weit, daß sich Ghela von dem Staatsanwalt zur Spionin, zur Verräterin an ihrem eigenen Gatten brauchen ließ? Das war es, was Gualtieri momentan am meisten beschäftigte. Ob sie das nun aus Liebe zu De Luca oder aus Abneigung gegen ihn — gegen Gualtieri — tat, änderte an der Sache nicht viel. Verrat lag allerdings nicht in Ghelas Charakter, aber Gualtieri war nicht der Mann, der sich auf den Charakter einer Frau verläßt. Nach ihm war der Charakter der Frauen so, daß es nur darauf ankam, wie sich eine Sache präsentierte, nicht was sie war. Würde man Ghela aufreden, daß sie sich ein Verdienst dadurch erwürbe, so würde sie auch Verrat begehen. Und wie leicht man einer Frau, die liebt, etwas aufreden konnte, das wußte Gualtieri aus eigener Erfahrung sehr wohl. Er konnte und wollte sich also auf solche Sachen nicht verlassen, und deshalb — — — mußte abgestimmt werden.

Als Gualtieri das Haus betrat, stand Ghela im Vestibül vor einem Spiegel und band sich einen langen Spitzenschleier um, wie ihn die Sizilianerinnen als leichten Umhang gern und mit unnachahmlicher Grazie tragen.

„Wohin willst du?“ fragte er sie.

„Ich will Papa einen Besuch machen,“ antwortete sie ahnungslos.

„Deinem Vater oder Herrn De Luca?“ fragte er wieder.

Erschrocken wandte sie sich nach ihm um. Nicht nur die Frage, sondern auch der Ton, in dem sie getan wurde, fuhr ihr in die Glieder. Da sah sie in ein

zornentstelltes, grünliches Gesicht mit schillernden Augen — sie schrie leicht auf. So hatte sie ihn noch nie gesehen. Wie ein Blitz fuhr ihr der Gedanke durch das Hirn: Das war der Mann, der in sinnloser Leidenschaft auch vor dem Leben seines Nächsten keinen Einhalt weiß. Sie zitterte vor ihm. Sie wußte nichts von allem, was geschehen war, aber in diesem Augenblick sah sie ihn an und fühlte, was geschehen sein konnte. Ghela wurde sich jetzt plötzlich darüber klar, warum Berenice das Haus verlassen mußte.

„Geh auf dein Zimmer!“ befahl er kurz.

Ohne auch nur ein Wort zu sagen, drehte sie sich um und ging die Treppe hinauf nach ihrem Zimmer. Wäre sie weniger verschüchtert und verängstigt gewesen, wäre ihr vielleicht eingefallen, daß doch in seinen Worten ein gemeiner Verdacht, eine unerhörte Beleidigung für sie enthalten sei, und daß sie sich dagegen verteidigen müsse. Ihr schweigender Gehorsam mußte ihm ja wie eine Bestätigung seines Verdachtes erscheinen. Aber all diese Erwägungen fielen ihr nicht ein. Sie war geistig und körperlich wie gelähmt oder wie betäubt.

Gleichwohl hörte sie, wie er hinter ihr her kam. Ein eigentümliches Gruseln, ein Gefühl der Furcht, als ob sie vor einer unmittelbaren Todesgefahr stünde, überlief sie. Sie eilte immer rascher und rascher vor ihm her, wie auf der Flucht.

Endlich kam sie in ihrem Zimmer an und blieb keuchend und lauschend stehen. Was würde nun geschehen? Was würde er nun tun? Sie hörte seinen Tritt näher und näher kommen, bis an die Tür, aber er trat nicht ein. Sie hörte, wie er die Tür von draußen zuschloß. Sie war eine Gefangene, eingesperrt wie ein unartiges Kind oder — wie eine Verbrecherin.

Die Schamröte stieg ihr jählings in die Wangen.

Ihr weiblicher Stolz empörte sich. Das hatte sie nicht verdient. Niemand, auch ihr Vater nicht, würde sie so würdelos, so erniedrigend und schmachvoll behandelt haben, und sie sollte es von einem anderen Mann, und wenn es auch ihr eigener Mann war, dulden?

Mit einem Schlage hatte sie Furcht und Angst überwunden, und die Empörung über eine solche Roheit siegte in ihr. Sie ballte die kleinen Fäuste, lärmte und schrie und hämmerte, ohne der Schmerzen zu achten, die ihr das verursachte, gegen die Tür.

„Auf," schrie sie, „auf, oder ich verlasse in dieser Minute das Haus, tot oder lebendig! Auf! Auf!"

Die Tür nach der Terrasse war offen, aber sie war auf der Terrasse nicht weniger gefangen als in ihrem Zimmer. Sie hätte sich denn herunter in den Garten stürzen müssen, eine Verzweiflungstat, vor der sie aber in ihrem Zustand nicht zurückschreckte.

Vielleicht dachte auch Gualtieri daran, als er sie lärmen hörte, denn gleich darauf schloß er die Tür auf und trat ins Zimmer.

Einen Augenblick standen sich die beiden Gatten wortlos gegenüber, sie außer sich, voller Verachtung, als ob sie ihn nicht einmal eines Wortes wert hielte, er ruhig und kalt, aber entschlossen.

„Elender!" rief sie ihm dann verächtlich zu und wandte ihm den Rücken.

„Ich will dir etwas sagen, Ghela," begann er mit fester Stimme. „Für meine Ehre und für deine werde ich noch immer zu sorgen wissen, so sehr du auch lärmst und schreist."

„Was habe ich denn getan?" rief sie. „Womit kannst du auch nur im entferntesten eine solche Rohheit mir gegenüber entschuldigen?"

„Du willst doch nicht etwa leugnen, daß du Herrn

De Luca insgeheim gesprochen und mit ihm Verabredungen getroffen hast?"

„Ah — und deshalb werde ich wie eine Verlorene, wie eine Verbrecherin behandelt? Das wäre ein Verbrechen?"

„Vielleicht noch nicht. Wenn es eines wäre, Ghela, dann wehe dir! Aber damit es keines wird, laß mich nur sorgen."

Damit schritt er plötzlich auf sie zu und nahm sie trotz ihres Sträubens gewaltsam bei der Hand.

„Du versprichst mir bei deiner Ehre, Ghela, nicht allein zu deinem Vater zu gehen, sondern nur in meiner Begleitung, Herrn De Luca weder offen noch insgeheim zu sprechen oder gar Verabredungen mit ihm zu treffen, weder schriftlich noch mündlich mit ihm zu verkehren," sagte er in hartem Ton.

Keuchend stand sie einen Augenblick stumm da und blickte zu Boden. Das Versprechen, das er ihr abverlangte, war schimpflich. Man bringt einer Frau ein solches beschämendes Mißtrauen nicht entgegen. Aber Ghela schien das nicht klar zu empfinden. Vielleicht regte sich in ihr etwas, was diesem Mißtrauen Grund gab, und sie sah das Versprechen wie eine Art Sühne an für eine Schuld, die, wenn sie auch nur in ihren Gedanken bestand, doch der Sühne, des Schutzes ihrer eigenen Ehre bedurfte.

„Und wenn ich das Versprechen nicht gebe?" hauchte sie tonlos.

„Dann sperre ich dich ein!" erwiderte er fest und energisch.

„Es ist gut," antwortete sie endlich mühsam, „ich verspreche es dir unter der Bedingung, daß du mich sofort verläßt."

Er zuckte zusammen, als wenn er einen Schlag be-

kommen habe, und warf ihr einen hastigen Blick zu. Dann aber verließ er rasch das Zimmer, ohne ihr auch nur ein Wort zu erwidern.

Als Ghela allein war, strich sie sich die vollen, leicht gelockten Haare, die sich während dieser Szene gelöst hatten, zurecht, ließ sich langsam in einen Sessel fallen und sah eine Weile stumm und starr vor sich nieder, als ob sie sich sammeln müsse oder selbst nicht an die Szene glauben könne, die sie eben erlebt. War denn das möglich? Konnte sich so etwas unter gebildeten und vernünftigen Menschen zutragen? Stand sie nicht vielmehr einem Wilden gegenüber, der sich von seinen maßlosen Leidenschaften hinreißen ließ zu einer brutalen, durch nichts gezügelten Gewalt?

Sie beneidete Berenice, die dieses Haus verlassen durfte, um hinter stillen Klostermauern ihren grüblerischen, wenn auch melancholischen Betrachtungen nachzuhängen. Und wie recht hatte sie! Der Mensch war und blieb, was er war, und sein Marsch nach dem Grab war nach festen, urewigen Gesetzen geregelt. Es mußte alles so kommen, wie es kam, wenn es auch die Menschen in ihrer Leidenschaftlichkeit, in ihrem Wahn und in ihrer Verblendung nicht einsehen. Auch aus Gualtieri mußte eben das werden, was sie soeben mit Furcht und Zittern gesehen. Es war seine Art.

Und was wurde denn nun aus ihr selbst? fragte sich Ghela. War sie mitleidslos verdammt, ihr ganzes Leben an der Seite eines solchen Mannes zu verbringen? Ohne Hilfe — ohne Rettung und Erlösung? Sie sah nur eine einzige Erlösung auf diesem traurigen Marsch nach dem Grab, und das war das Ziel, das Grab selbst.

(Fortsetzung folgt.)





Die Kassette.

Erzählung von Friedrich Thieme.

Mit Illustrationen von Zander & Labisch.  (Nachdruck verboten.)

1.

„Sie wünschen, mein Herr?“ wandte sich der Chef des Bankhauses Griesbach & Firnau an einen elegant gekleideten Fremden, der kurz vorher in Begleitung einer auffallend schönen jungen Dame in das Kontor eingetreten war.

Der Herr trat dicht an die Tafel heran. Es war ein noch junger Mann, höchstens siebenundzwanzig Jahre alt, aber mit jenem scharfen, sicheren Blicke, worin sich Selbstbewußtsein und frühe Erfahrung aussprechen. Sein Aussehen vornehm, seine Bewegungen gewandt und glatt; ein schmales, blasses Gesicht mit energischen Linien.

„Verzeihen Sie die Frage: Sie nehmen doch Wertsachen in Verwahrung?“ antwortete er mit einer Gegenfrage, indem er auf ein kleines Paket deutete, das er, in schwarzes Glanzpapier gepackt, unter dem Arme trug.

„Gewiß, mein Herr, unter den üblichen Bedingungen.“

„Ich beabsichtige nämlich, sechs bis acht Wochen zu verreisen — in die Alpen,“ erklärte der Fremde nachlässig. „Nun könnten wir zwar die Sachen auch mit

uns nehmen, aber man weiß nicht, was einem passieren kann. Sicher ist sicher."

„Sehr wohl," versetzte der Bankier geschäftsmäßig. „Handelt es sich um Wertpapiere?"



„Um ein paar Konsols und einige wertvolle Schmucksachen. Aber ich sehe," fuhr der Besucher mit einem Blicke auf die zahlreichen Personen, welche der Abfertigung harrten, fort, „ich habe eine ungünstige Zeit gewählt. Vielleicht komme ich besser heute nachmittag wieder."

Griesbach schüttelte lächelnd den Kopf. „Heute ist Ultimo, und Sie werden es am Nachmittag ganz ebenso lebhaft hier finden, mein Herr. Geben Sie nur her.“

Der Fremde zögerte noch ein wenig. „Mein Name ist Gotting — Freiherr v. Gotting. Habe ich die Ehre, mit dem Herrn Chef selbst —“

Dieser verbeugte sich leicht, während er gleichzeitig einen neugierigen Blick auf den Sprecher warf. Der Name des Freiherrn v. Gotting war in den letzten Wochen in der Stadt viel genannt worden. Sein Träger war, wie es hieß, der Abkömmling eines angesehenen und reichen österreichischen Adelsgeschlechtes, logierte in einem der ersten Hotels und verkehrte in den besten Kreisen. Noch mehr als er selbst rief seine junge Frau ihrer seltenen Schönheit wegen Aufsehen hervor, man erzählte sich, sie sei vorher Schauspielerin gewesen, und der Freiherr habe um die Genehmigung zu dieser Verbindung mit seinen adelstolzen Eltern einen erbitterten Kampf bestehen müssen, aus dem er jedoch endlich siegreich hervorgegangen sei. Kein Wunder, daß Bankier Griesbach seinem ersten Blicke rasch einen zweiten folgen ließ, dessen Ziel die Gattin des Fremden war; und wenn der ernste Geschäftsmann auch äußerlich seine Empfindungen durch keinerlei Kundgebung verriet, so gestand er sich doch, die Fama habe diesmal nicht übertrieben.

Der junge Freiherr entfernte darauf den Umschlag des Pakets und brachte eine kleine stählerne Kassette zum Vorschein, deren zwei Schlösser er mit einem Schlüssel öffnete.

„Wollen Sie so freundlich sein, den Inhalt entgegenzunehmen?“

„Bitte.“

„Ich möchte nicht verhehlen, Sie besonders darauf

aufmerksam zu machen, daß sich unter den Schmucksachen ein Brillantenkollier befindet, welches ich meiner Frau erst vor acht Tagen bei dem hiesigen Juwelier Stolze gekauft habe, und das einen Wert von zwanzigtausend Mark repräsentiert. Sie übernehmen doch die Garantie für die bei Ihnen niedergelegten Depots?"

„Selbstverständlich, Herr Baron. Während der Reisezeit liegen in meinem Tresor oft Wertsachen im Betrag von vielen hunderttausend Mark aufgestapelt."

„Verzeihen Sie; ich beabsichtige nicht, Sie zu kränken, ich bin nur in Geschäftssachen ziemlich unerfahren."

„Sie dürfen ganz ruhig sein; zu dem Schrank hat niemand Zugang als ich und mein Prokurist. — Also, wenn es beliebt, Herr Baron, nehmen wir nun das Verzeichnis der Sachen auf."

Der Freiherr öffnete die Kassette und überreichte die einzelnen Stücke dem Bankier, welcher dieselben einer kurzen Prüfung unterzog und sodann jeden Gegenstand auf dem hierzu vorhandenen Schema verzeichnete. Das Kollier betrachtete er etwas länger, denn es war in der Tat ein prachtvolles Schmuckstück, das während seiner Auslegung im Schaufenster des Juweliers allgemeine Bewunderung geerntet hatte. Von dem Ankauf durch den reichen Ausländer war vielfach gesprochen worden, und auch der Bankier hatte davon gehört.

„So, hier ist das Verzeichnis, sehen Sie es gefälligst nach: fünftausend Mark in preußischen Konsols, zwei Stücke zu fünfhundert Mark, ein Stück österreichischer Goldrente zu fünfhundert Mark, zwei Broschen, eine Busennadel, ein goldenes Armband, eine goldene Erbskette und das Brillantenkollier — stimmt es?"

„Ganz genau."

Mit einer Verbeugung gab Freiherr v. Gotting das Verzeichnis zurück, worauf es Griesbach einem Schreiber

zum Zwecke der Anfertigung eines Duplikats überlieferte.

„Wollen Sie sich überzeugen, daß ich nichts einzupacken vergesse?“ wandte sich der Bankier nun an den Fremden.

„O bitte, ich bin überzeugt —“

„In Geschäftssachen ist Peinlichkeit die Hauptsache,“ fiel der Bankier dem Freiherrn lächelnd ins Wort. „Haben Sie noch besondere Wünsche bezüglich der Packung?“

„Nein — hm — vielleicht legen Sie das wertvollste Stück zu unterst.“

„Sehr gern, obgleich es für die Sicherheit der Gegenstände belanglos ist. Wenn wirklich jemand einbricht, so stiehlt er die ganze Kassette.“ Und Griesbach ergriff das zierliche Etui mit dem Kollier, überzeugte sich noch einmal von der Anwesenheit des Schmuckstücks, wickelte dann das Ganze in ein Stück Zeitungspapier und legte es sorgfältig auf den Boden der Kassette. Dann kamen die übrigen Gegenstände an die Reihe, oben darauf legte er die Wertpapiere.

„Wo haben Sie den Schlüssel?“

„Hier.“

Der Bankier empfing den Schlüssel und verschloß mit geschäftsmäßiger Promptheit die Kassette. Dann legte er über jedes der beiden Schlüssellöcher einen Streifen starkes Papier und befestigte denselben mittels zweier Siegel, auf welche er sein Petschaft drückte.

„Sind Sie befriedigt, Herr Baron?“

„Gewiß, Herr Griesbach. — Melanie,“ wandte sich der Freiherr dann an seine junge Frau, „sieh einmal, besser können deine kleinen Schätze wohl kaum verwahrt werden.“ *)

---

*) Siehe das Titelbild.

Er nahm die Kassette aus des Bankiers Hand und zeigte sie seiner reizenden Begleiterin, während der Bankier mit raschem Blick noch einmal den Empfangschein mit dem Verzeichnis überflog und mit seiner Unterschrift versah. Der Schein wanderte nebst dem Schlüssel in die Hände des Barons, die Kassette barg der Inhaber des Bankgeschäftes sorgfältig in einem der Fächer seines Tresors.

Vier Wochen später erschien Freiherr v. Gotting kurz vor dem Kontorschluß wieder in dem Bureau des Bankiers.

„Sie wünschen Ihr Eigentum zurück, Herr Baron?"

„Wenn ich nicht zu spät komme, Herr Griesbach — ich sehe, daß Sie eben schließen wollen."

„O bitte, unser Geschäft wird rasch erledigt sein. Sie sind früher zurückgekehrt, als Sie beabsichtigten?"

„Leider zwang mich ein Familienereignis, meine Erholungsreise plötzlich zu unterbrechen. Ich bin gezwungen, morgen, spätestens übermorgen von hier abzureisen."

„Das bedaure ich," erwiderte der Bankier mit geschäftsmäßiger Höflichkeit, indem er den bereits abgeschlossenen Tresor nochmals öffnete, um die darin verwahrte Kassette herauszunehmen. „Hier ist Ihr Depot, Herr Baron. Wollen Sie sich überzeugen, daß die Siegel noch unberührt sind?"

„Ich muß mich wohl dem Geschäftsgebrauch fügen," erklärte der Freiherr mit dem Lächeln eines Menschen, der etwas zu tun veranlaßt wird, was er für vollständig überflüssig hält.

„Nicht wahr, die Siegel sind unversehrt?"

„Vollkommen, Herr Griesbach."

„So bitte ich Sie um den Schlüssel.“

Der Bankier empfing den Schlüssel und machte die Kassette auf. „Bitte im Empfangsschein die einzelnen Stücke nachzusehen.“

Stück für Stück nahm Griesbach die ihm anvertrauten Gegenstände aus ihrem Behälter, sie dem Freiherrn übergebend, welcher sie mit einem kurzen „Richtig“ oder auch nur einem einfachen Nicken in Empfang nahm.

Plötzlich erbleichte der Geschäftsmann. Nervös fuhr er mit der Hand auf dem Boden der Kassette umher. „Das Brillantenkollier,“ murmelte er, „wo ist denn das Kollier?“

„Sie hatten es zu unterst gelegt,“ erinnerte ihn der Auftraggeber.

„Ja, ja, ich weiß wohl, aber — zum Kuckuck, das Kollier ist fort!“

„Unmöglich!“ rief der Freiherr. „Die Kassette war ja noch vollkommen so verwahrt, wie ich sie in Ihren Händen zurückließ.“

„Das war sie,“ stöhnte der Bankier, „und eben das ist das Befremdliche. Sollte ich das Päckchen versehentlich mit den anderen Sachen —“ Er durchwühlte noch einmal hastig die Papierumschläge der übrigen Wertsachen, unterwarf diese selbst einer aufmerksamen Prüfung, sah in der Kassette, auf dem Tische, im Schranke nach, endlich kehrte er mit verzweiflungsvoller Miene zu seinem Kunden zurück.

„Kein Zweifel, das Kollier ist fort,“ gestand er kleinlaut. „So rätselhaft mir der ganze Vorgang erscheint, so kann ich doch nicht umhin, die Tatsache zu konstatieren, Herr Baron.“

Der Freiherr blickte ihm bestürzt ins Gesicht. „Aber Sie sagten mir doch, Ihr Schrank sei ganz sicher?“

„Das ist er auch, es ist das erste Mal seit Begründung unseres Geschäfts, daß ein uns anvertrauter Gegenstand verloren gegangen ist. Auf welche Weise es geschehen sein kann, ist mir unerfindlich. Ich bitte Sie, Verschwiegenheit zu bewahren, die Ehre meines Geschäfts könnte sonst leiden. Selbstverständlich ersetze ich Ihnen den Verlust."

„Mir ist weniger an dem Gelde als an dem Kollier gelegen, Herr Griesbach. Meine Frau wird untröstlich sein, ihr ganzes Herz hing an dem Schmuck," versetzte der Freiherr mit mühsam verhaltenem Ärger.

Aufgeregt schritt der Bankier auf und ab. „Kann ich es ändern?" gab er zur Antwort. „Und bin ich nicht noch schlechter daran als Sie? Ich verliere zwanzigtausend Mark, Sie nicht einen Heller."

„Sie haben recht, und ich bedaure Sie aufrichtig," sprach etwas ruhiger Freiherr v. Gotting. „Aber noch brauchen wir vielleicht nicht alle Hoffnung aufzugeben. Das Kollier muß sich doch wieder finden. Ich begreife überhaupt nicht, wie es hat verloren gehen können. Sie versicherten mir, außer Ihnen und Ihrem Prokuristen habe niemand Zugang zu dem Schranke."

„So ist es."

„Auch ist es wunderbar, daß gerade das Kollier fehlt. Warum hat denn der Dieb, falls ein Diebstahl vorliegt, den anderen Inhalt, der doch ebenfalls von nicht unbedeutendem Werte ist, völlig unberücksichtigt gelassen?"

Der Bankier zuckte die Achseln. „Ich kann es mir nicht erklären."

„Möglich allerdings, daß jemand das Kollier gesehen hat und durch den Anblick in Versuchung geführt worden ist. Wir waren ja nicht allein, als ich es Ihnen übergab."

„Das ist nicht möglich," murmelte Griesbach verstört. „Keiner meiner Leute —"

„Am besten, Sie machen unverzüglich der Polizei Anzeige."

Der Bankier schüttelte heftig den Kopf. „Ich bat Sie schon, über das Vorkommnis zu schweigen, und wiederhole hiermit meine Bitte auf das dringendste," nahm er in fast beschwörendem Tone das Wort. „Wir Bankiers tragen lieber einen Verlust, als daß wir den Ruf unseres Geschäftes dem Publikum gegenüber gefährden. Ja, wäre der Dieb bekannt, dann — solange aber der Verdacht sich gegen meine eigenen Leute richtet, ist es am besten, die Öffentlichkeit erfährt nichts davon. Im stillen will ich sofort Schritte tun, vielleicht gelingt es mir, Ihnen das Kollier wieder zu schaffen; bis morgen mittag gebe ich Ihnen Bescheid. Nehmen Sie Ihren Empfangsschein zurück und die übrigen Sachen an sich, Herr Baron; die Kassette bitte ich Sie bis morgen mittag hier zu lassen, für den Fall ich derselben zur Überführung des Täters bedarf."

Der Freiherr überlegte einen Augenblick. „Einverstanden," erwiderte er nach kurzem Nachdenken. „Behalten Sie die Kassette bis morgen mittag hier, doch nicht ohne, sondern mit dem Inhalt. Ich werde bis dahin meiner Frau den ärgerlichen Vorfall gar nicht mitteilen. Finden Sie das Kollier wider Erwarten nicht, so ist es immer noch Zeit, ihr alles zu erzählen."

„Ich danke Ihnen. Und nicht wahr, Herr Baron, ich darf mich auf Ihre Verschwiegenheit verlassen?"

„Mein Wort darauf." —

Sobald der Freiherr sich entfernt hatte, machte Griesbach seinen Prokuristen mit dem befremdlichen Ereignis bekannt. Auch dieser war wie aus den Wolken gefallen. Beide Männer berieten darauf über ihre

weiteren Maßregeln. Es erschien unzweckmäßig, das Personal ohne Not zu beunruhigen oder den Täter, für den Fall, daß sich derselbe unter den Angestellten befand, dadurch zu warnen. Zum Glück hatte die Konferenz zwischen dem Bankier und dem Freiherrn außer einem alten Schreiber, der im selben Zimmer arbeitete, niemand mit angehört, und dieser, ein über jeden Verdacht erhabener Diener der Firma, würde sich, wie er versicherte, lieber die Zunge abbeißen, als über eine Geschäftsangelegenheit sprechen, deren Mitteilung seinem Prinzipal nicht wünschenswert schien.

2.

Nach einer fast schlaflos verbrachten Nacht begab sich Griesbach zeitig am nächsten Morgen zu seinem Rechtsbeistand, dem Justizrat Kroner. Mehr noch als der drohende Verlust beunruhigte den wackeren Mann das Unerklärliche des ganzen Vorganges und die beinahe zur Wahrscheinlichkeit erhobene Möglichkeit, unter seinem eigenen Personal einen Dieb vermuten zu müssen.

„Mein lieber Herr Griesbach, Sie sind es?“ rief der Justizrat überrascht beim Anblicke des ihm befreundeten Bankiers. „Und so früh am Morgen. Jedenfalls führt Sie etwas Unangenehmes her. Ja, ich sehe es Ihnen an — ein Kassendefekt, wie?“

„Schlimmer,“ entgegnete Griesbach ernst und berichtete dem Freunde das rätselhafte Verschwinden des Kolliers.

Justizrat Kroner hörte ihm schweigend zu. „Ist das die Kassette?“ fragte er, auf ein Paket deutend, das der Bankier neben sich auf den Tisch gelegt hatte.

„Ja.“

„Lassen Sie sehen, Herr Griesbach.“

Aufmerksam betrachtete der Jurist das stählerne

Kästchen von allen Seiten, beklopfte und befühlte es wie ein Arzt, der einen Kranken untersucht, besichtigte und probierte die Schlösser, prüfte die noch zum Teil erhaltenen Siegel.

„Allerdings sonderbar,“ sagte er dann nachdenklich.



„Die Kassette selbst ist von solidester Arbeit und keinesfalls erbrochen worden. Der Dieb muß sich unbedingt eines Nachschlüssels bedient haben. Vorausgesetzt —“ er hielt plötzlich inne und blickte den Bankier forschend an.

„Was vorausgesetzt?“

„Daß Sie das Kollier überhaupt hineingetan haben, oder vielmehr, daß es sich überhaupt darin befunden hat.“

„Wie meinen Sie das?"

„Das Kollier kann schon während des Einpackens von jemand entwendet worden sein, ohne daß Sie es bemerkten."

Griesbach schüttelte heftig den Kopf. „Unmöglich! Ich selbst habe die Gegenstände verpackt und das Kollier, dem ich besondere Aufmerksamkeit schenkte, zu unterst gelegt, weil es das wertvollste Stück der deponierten Sachen war. Außerdem stand ich, als ich die Kassette besorgte, etwas abseits sowohl von meinen Beamten als vom Publikum, nur Freiherr v. Gotting selbst war in meiner unmittelbaren Nähe."

„Und könnte nicht der Freiherr selbst —"

„Er hätte es nicht gekonnt, selbst wenn er gewollt hätte. Ich versichere Ihnen, die Möglichkeit kommt gar nicht in Betracht. Ich weiß, daß ich das Kollier eingepackt habe, und daß es sich, was noch wichtiger ist, in der Kassette befunden hat, als sie zugeschlossen wurde. Das Kollier kann nur abhanden gekommen sein, nachdem die Kassette bereits abgeschlossen und versiegelt war."

„Hm, hm," machte der Justizrat kopfschüttelnd. „So sind nur zwei Fälle möglich. Entweder haben wir den Schuldigen unter Ihren Beamten zu suchen —"

„Außer meinem Prokuristen vermag niemand den Geldschrank zu öffnen."

„Und Ihres Prokuristen sind Sie ganz sicher?"

„Wie meiner selbst."

„Ein glitzernder Schmuck reizt unser Verlangen gar oft mehr als selbst eine Million in barem Gelde."

„Ihn nicht — daran ist nicht zu denken, Herr Justizrat. Aber sie sprachen von zwei Fällen. Der andere?"

„Es kann sich dann nur noch um einen Betrug

seitens des Besitzers des Kolliers selbst handeln. Kennen Sie diesen Freiherrn v. Gotting näher?"

„Nein. Ich habe aber viel von ihm reden hören. Er hat in den besten Kreisen der hiesigen Gesellschaft Eingang gefunden und gilt für sehr reich."

„Ich weiß wohl. Kennen Sie seine Familie?"

„Sie nimmt unter dem Adel Wiens eine hervorragende Stellung ein."

„Wissen Sie, ob das Kollier wirklich den von dem Freiherrn angegebenen Wert besitzt?"

„Ich habe mich heute früh schon bei dem Juwelier erkundigt, bei dem es Gotting gekauft hat. Er hat mir die Angaben bestätigt. Der Freiherr hat ihm seinerzeit das Kollier bar bezahlt."

Der Justizrat erhob sich und schritt mit grübelnder Miene auf und ab.

„Das sieht nicht nach Betrug aus," sagte er mit einem Anflug von Mißmut. „Indessen, mir sind in meiner Praxis schon die merkwürdigsten Dinge passiert. Haben Sie etwa die Kassette nach der Einpackung des Inhalts noch einmal aus der Hand gelassen? Besinnen Sie sich genau, Herr Griesbach."

Der Bankier überlegte. Plötzlich rief er: „Allerdings habe ich das, aber nur einen Augenblick. Der Freiherr nahm mir das Kästchen ab und zeigte es seiner Frau, ich weiß nicht mehr genau, was er dabei sagte."

„Da haben wir es ja," rief der Justizrat erfreut. „Kein Zweifel, diesen Augenblick hat der Freiherr benutzt, das Kollier aus der Kassette zu entfernen. Der Mensch ist ein Betrüger, ich wette darauf."

„Aber das ist unmöglich, Herr Justizrat," erklärte der Bankier lebhaft.

„Daß er ein Betrüger ist?"

„Nein, daß er das Kollier aus der Kassette genommen

hat. Denn erstens lag dasselbe zu unterst, so daß er vorher die Papiere und den sonstigen Inhalt hätte herausnehmen müssen, und dann war auch die Kassette in dem Augenblicke, als er sie seiner Frau vorzeigte, bereits verschlossen und versiegelt."

„Dann ist freilich auch daran nicht zu denken," meinte der Jurist resigniert. „Bester Herr Griesbach, es wird Ihnen also wohl nichts übrig bleiben, als zu bezahlen. Ich bin der festen Überzeugung, daß dieser angebliche Freiherr in irgend einer Art einen schlauen Betrug ausgeführt hat, aber so raffiniert, daß uns der Nachweis nicht gelingen wird."

Der Bankier seufzte.

„Wann zahlen Sie ihm das Geld aus?" fuhr Kroner nach einer Verlegenheitspause fort.

„Heute mittag."

„Heute mittag schon? Ich würde Ihnen raten, den Zahlungstermin etwas hinauszuschieben, wenn auch nur um drei oder vier Tage."

„Es geht nicht, der Freiherr will morgen unsere Stadt verlassen."

„Aha, dachte es mir. So verzögern Sie die Zahlung wenigstens bis morgen mittag, erklären Sie ihm, Sie hätten mit Ihrem Anwalt Rücksprache genommen und wollten erst noch versuchen, den Dieb, der nur unter Ihren Leuten zu suchen sein könne, ausfindig zu machen. Und vor allem: die Kassette halten Sie bis dahin fest, geben Sie sie nicht aus der Hand. Sie sei zur Überführung notwendig, sagen Sie."

„Warum legen Sie darauf Wert?"

„Ich weiß nicht warum, aber mir schwant, es muß mit dem Dinge etwas nicht in Ordnung sein. Hat der Baron die Kassette wieder in der Hand, so vertauscht er sie womöglich mit einer anderen von gleichem Aus-

sehen. Also auf keinen Fall liefern Sie ihm vor der Zeit die Kassette aus. Erwarten Sie erst Bescheid von mir, ehe Sie die zwanzigtausend Mark bezahlen. Ich will noch einmal überlegen, vielleicht kommt mir irgend ein guter Gedanke."

Der Bankier ging und ließ den Justizrat in tiefem Nachdenken zurück. Er erwog alles Für und Wider des rätselhaften Vorfalls, er rief sich alle ihm bekannten Gaunerkniffe ins Gedächtnis, umsonst! Verdrießlich trat er seinen gewohnten Gang nach dem Gerichtsgebäude an, um seine Prozesse wahrzunehmen; er war heute so zerstreut, daß ihn seine Kollegen einigemal erstaunt fragten, ob ihm etwas fehle. Mittags schmeckte ihm kaum das Essen, das Mittagschläfchen blieb ein fruchtloser Versuch. Mürrisch rauchte der Justizrat eine Zigarre nach der anderen, lief in seinem Bureau auf und ab, schlug Bücher nach, schüttelte den Kopf, alles vergeblich! Der Fall blieb doch so dunkel wie vorher.

Halb vier Uhr klopfte es an seine Tür.

„Herein!" rief er unwirsch.

Ein blonder Lockenkopf drängte sich durch die Spalte, leuchtende Kinderaugen strahlten ihm entgegen.

„Papa!"

„Was willst du?" herrschte der Jurist ärgerlich den kleinen Störenfried an. Erschrocken wollte sich dieser zurückziehen, da reute den Justizrat seine Heftigkeit, und in freundlicherem Tone fügte er hinzu: „Komm nur herein, Fränzchen, was willst du denn von mir?"

Nun kam der Knabe zutraulich näher.

„Papa, du hattest mir versprochen, heute nachmittag mit mir in die Zaubervorstellung zu gehen."

Der Justizrat lachte laut auf. Er und in die Zaubervorstellung? Da war er gerade in der rechten

Stimmung. „Mach, daß du hinauskommst," zürnte er, „was fällt dir ein, dummer Junge!"

„Du hast es mir aber versprochen," beharrte Fränzchen, der zwar, wie alle Kinder, eigene Versprechungen



leicht vergaß, an ihm gemachten dagegen mit zäher Hartnäckigkeit festhielt.

„So, habe ich das getan? Hm." Der Justizrat stieß in dicken Wolken den Rauch seiner Zigarre hervor. „Na, dann will ich Wort halten. Also mach dich fertig, Fränzchen!"

Eine Stunde später saßen Vater und Sohn im Zaubertheater, oder wohnten vielmehr, um mit dem

Zettel zu sprechen, einer „Soiree des weltberühmten Prestidigitateurs, Phantasmagoristen, Eskamoteurs, Illusionisten und Hofzauberers Seiner Majestät des Schah von Persien, Professors Antonio Möllini“ bei, welche er besonders für die Jugend der Stadt veranstaltet hatte.

Der Justizrat hatte für die ziemlich harmlosen Gaukeleien des Taschenspielers nur ein halbes Ohr und Auge, während sein Sohn mit weitaufgerissenen Augen und staunenden Blicken der Darstellung folgte. Auf einmal aber hob Kroner den gesenkten Kopf und sandte einen seiner scharfen, aufmerksamen Juristenblicke nach der Bühne.

„Sie sehen, meine Herrschaften, diese Kassette,“ sprach eben der Künstler. „Aus dieser Kassette werde ich, obwohl sie vorher fest verschlossen worden ist, einen silbernen Löffel verschwinden lassen. Passen Sie auf, meine Herrschaften.“

Nachdem er die Kassette innen und außen vorgezeigt, ließ er für jedermann sichtbar den Löffel hineinfallen, dann verschloß er den Behälter sorgfältig, gab den Schlüssel dem zunächst sitzenden Erwachsenen — die meisten Kinder waren in Begleitung ihrer Eltern erschienen — in Verwahrung, stellte die Kassette auf einen Tisch, deckte ein Tuch darüber, murmelte einige beschwörende Worte, entfernte das Tuch und reichte sodann das Kästchen dem Herrn, welcher den Schlüssel besaß, mit den Worten: „Bitte, machen Sie auf und überzeugen Sie sich, daß der Löffel verschwunden ist.“

Der Herr, ein bekannter Bürger der Stadt, schloß lächelnd die Kassette auf. In der Tat, sie war leer.

Das jugendliche Publikum klatschte Beifall.

Der Zauberkünstler verbeugte sich geschmeichelt und fuhr fort: „Die von mir jetzt beliebte Ausführung des

Kunststücks mit der Kassette läßt immer noch Zweifel zurück, ob der Löffel in derselben meiner Berührung auch vollständig unzugänglich war. Daher werde ich mir erlauben, Ihnen das Kunststück unter erschwerten Umständen noch einmal vorzuführen. Will vielleicht einer der Herren so gut sein, heraufzukommen und die Kassette genau untersuchen?"

Einige von den im Vordergrund sitzenden Vätern machten sich bereit, der Einladung Folge zu leisten, ihnen allen zuvor aber kam der Justizrat. Mit einem Sprunge war er auf der niedrigen Bühne und nahm die Kassette aus der Hand Möllinis entgegen.

Gespannt betrachtete er sie. Sie glich fast genau der des Freiherrn v. Gotting und wies auch an den unteren und oberen Rändern ähnliche Verzierungen auf; die geringere Größe bildete fast den ganzen Unterschied. Der Justizrat befühlte die einzelnen Seiten, die Wände waren von starkem Stahl, der Verschluß tadellos.

Nachdem er diese Versicherung mit lauter Stimme abgegeben hatte, reichte ihm der Taschenspieler Löffel und Schlüssel, ihn ersuchend, den Löffel selbst in das Kästchen hineinzulegen und einzuschließen, während er, um jeden Verdacht einer Täuschung zu beseitigen, auf der anderen Seite der Bühne Aufstellung nahm.

„Den Schlüssel behalten Sie bei sich, mein Herr," fügte der Zauberer hinzu, „und zum Überfluß empfangen Sie hier Siegellack und Petschaft. Versiegeln Sie das Schloß."

Der Justizrat handelte genau nach den Anweisungen des Taschenspielers. Er verschloß die Kassette, heftete einen Papierstreifen über das Schlüsselloch und siegelte denselben an beiden Enden an, bediente sich aber nicht des Petschaftes des Taschenspielers, sondern drückte seinen eigenen Siegelring auf die Masse. Der Künstler

stand während der Manipulation an der entgegengesetzten Seite der Bühne und sah dem Beginnen des Justizrats lächelnd zu.

„Haben Sie alles nach meiner Vorschrift vollzogen, mein Herr?“ fragte er dann.

„Jawohl, und das Schloß mit meinem eigenen Siegelring versiegelt.“

„Stellen Sie die Kassette auf den Tisch.“

Der Justizrat tat es, nachdem er sich überzeugt, daß er einen ganz harmlosen Tisch ohne jede Vorrichtung vor sich sehe.

„Prüfen Sie, bitte, dieses Tuch, und wickeln Sie das Kästchen hinein.“

Es geschah, das Tuch war eine ganz gewöhnliche Serviette.

„Nun passen Sie auf, meine Herrschaften!“ Der Taschenspieler trat an den Tisch heran, nahm das Tuch mit der Schatulle in die Hand, schwang seinen Zauberstab und sprach einige Formeln, worauf er die Kassette ihrer Verhüllung entkleidete und in die Hände des Justizrats zurücklieferte.

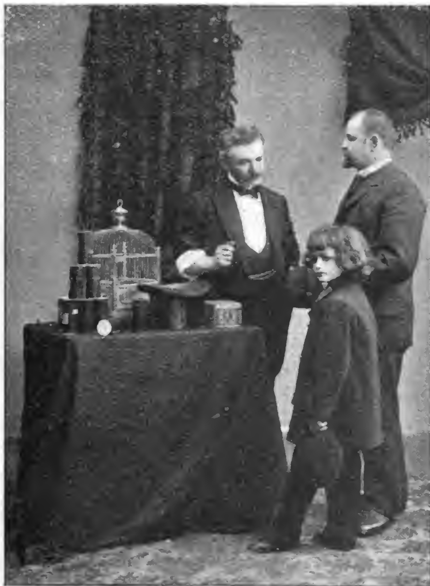
„Bitte, schließen Sie auf, und nehmen Sie den Löffel heraus.“

Kroner beeilte sich, es zu tun, indem er gleichzeitig etwa zehn Schritte von dem Taschenspieler zurücktrat. Die Siegel waren noch unverletzt, die Kassette fest verschlossen. Den Schlüssel trug er in der Tasche. Er öffnete und stieß einen Ausruf des Erstaunens aus: der Löffel war verschwunden.

„Wahrhaftig, er ist fort!“

„Das glaube ich wohl, mein Herr, denn ich trage ihn in meiner Tasche,“ versetzte der Künstler triumphierend, indem er den verschwundenen Gegenstand hervorzog und emporhielt. Verwundert und verwirrt

zugleich kehrte der Justizrat auf seinen Platz zurück. Mit Spannung erwartete er das Ende der Vorstellung. Sobald sich der Vorhang zum letzten Male senkte, eilte er mit seinem Sohne hinter die Kulissen.



„Herr Möllini, auf ein Wort. Können Sie mir nicht sagen, auf welche Weise Sie das Verschwinden des Löffels aus der Kassette bewirkt haben?“

Der Künstler zuckte lächelnd die Achseln. „Das sind Berufsgeheimnisse, mein Herr, die ich nicht verraten darf.“

„Ich verspreche Ihnen, die Auskunft gewissenhaft für mich zu behalten.“

„Wenn auch.“

„Ich bin der Justizrat Kroner. Es handelt sich um einen amtlichen Fall,“ rief der Justizrat, dringlicher werdend, und erzählte dem Taschenspieler so viel, als er für gut erachtete. „Es soll Ihr Schade nicht sein, wenn Sie uns helfen, das Rätsel zu lösen.“

„Kann ich die Kassette sehen?“ fragte Möllini nach kurzem Zaudern.

„Sofort. Bitte, begleiten Sie mich zu meinem Freunde.“

„Um Acht beginnt meine Abendvorstellung —“

„Bis dahin sind Sie längst zurück. Kommen Sie nur, es ist nicht weit.“

Es gelang dem Anwalt, den Taschenspieler zu überreden, ihn auf der Stelle zu begleiten. Der Bankier war zu Hause und sah verwundert den fremden Herrn in der Gesellschaft seines Rechtsbeistandes.

„Die Kassette,“ rief ihm der Justizrat aufgeregt entgegen, „haben Sie sie noch?“

„Jawohl, ich habe mich ganz Ihren Anweisungen gemäß verhalten.“

„Gott sei Dank. Geben Sie sie einmal her, Herr Griesbach.“ Der Bankier gehorchte erstaunt. Mehrere Augenblicke ruhten die Augen des Taschenspielers forschend auf dem stählernen Kästchen.

„Nun?“ fragte der Justizrat ungeduldig.

Möllini lächelte. „Wollen Sie so gut sein, irgend einen Gegenstand in die Kasse einzuschließen? Vielleicht Ihre Uhr?“

Im nächsten Augenblicke befand sich die Uhr des Justizrats in der Kassette. Der Bankier sah gespannt der Entwicklung des ihm unverständlichen Vorganges zu.

„Nun verschließen und versiegeln Sie das Kästchen genau so, wie Sie es seinerzeit getan haben.“

Der Bankier tat es.

„Jetzt lassen Sie mich die Kassette nur einen Augenblick in die Hand nehmen.“

Der Taschenspieler nahm die Kassette in die Hand. Die beiden Männer beobachteten ihn mit Argusaugen, vermochten aber keinerlei Manipulation wahrzunehmen, die ihnen über das Geheimnis Aufschluß erteilt hätte. Sie waren vielmehr der Meinung, die Demonstration solle jetzt erst beginnen, aber der Künstler zeigte ihnen lächelnd die Uhr des Justizrats und fragte bedeutungsvoll: „Ist sie das, Herr Justizrat?“

Wie vom Donner gerührt standen die Freunde. Doch nur einen Augenblick, dann sprang der Anwalt wie elektrisiert auf und rief: „Hurra, lieber Griesbach — wir haben gewonnen! Ich wußte es doch, daß hier ein Gaunerstreich verübt worden war!“

3.

Am nächsten Vormittag kurz nach elf Uhr erschien Freiherr v. Gotting in den Geschäftsräumen der Firma Griesbach & Firnau und wurde unverzüglich in das Privatkontor des Chefs geführt.

„Sie haben mich hierher gebeten, Herr Griesbach.“

„Um unsere Angelegenheit endgültig zu regeln, da Sie ja heute noch abzureisen gedenken. Sie reisen doch, Herr Baron?“

„Jawohl, heute abend.“

„Sehr wohl. Haben Sie den Empfangsschein mitgebracht?“

„Hier ist er.“

Der Bankier klingelte, ein Herr trat ein, die Kassette in der Hand.

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen meinen Freund, Herrn Justizrat Kroner, vorstelle, Herr Baron v. Gotting.

Der Herr Justizrat hat die Nachforschungen in der rätselhaften Affäre übernommen."

„Haben Sie eine Spur entdeckt?" erkundigte sich der Freiherr.

„Eine Spur? O ja," antwortete der Justizrat.

„Wirklich?" Der Freiherr horchte auf. „Das ist ja recht erfreulich."

„Allerdings," erwiderte der Bankier. „Von Ihnen, Herr Baron, kann ich natürlich nicht verlangen, daß Sie sich mit der Befriedigung Ihrer Ansprüche gedulden, bis die heikle Sache erledigt ist und unsere Untersuchung zu einem befriedigenden Ergebnis geführt hat. Allerdings kann ich Ihnen vorläufig das verlorene Kollier nicht wieder verschaffen, aber ich zahle Ihnen den Wert desselben in Gold aus. Sie sind doch einverstanden?"

„Ich muß wohl," antwortete Gotting zögernd.

„Sehr wohl, so nehmen Sie Ihre Kassette zurück. Die Summe sowohl als Ihr ganzes übriges Eigentum befinden sich darin."

„Ich danke Ihnen, indessen — Sie werden mir erlauben —"

„Den Inhalt nachzusehen? Das ist selbstverständlich, Herr Baron, ich muß in meinem eigenen Interesse darauf bestehen."

„Wo haben Sie den Schlüssel zur Kassette?"

„Den Schlüssel?" Der Bankier lächelte. „Wozu bedarf es denn eines Schlüssels? Wir können ja die Sache auf dieselbe Weise herausnehmen, auf welche das Kollier aus der Schatulle gestohlen worden ist."

„Wie meinen Sie das?" fragte Gotting, unwillkürlich erblassend.

„Merken Sie auf, Herr Baron!" Der Bankier hielt die Kassette mit der linken Hand vor sich in die Höhe,

drückte mit der Rechten auf eine der vielen kleinen Erhabenheiten der unteren Verzierung, und geräuschlos schnellte der Boden nach unten zurück, so daß der Bankier jetzt in das Innere des Behälters hineinlangen und die einzelnen Schmuckstücke und Wertpapiere herausholen konnte.

„Das — das ist ja erstaunlich!" rief der Freiherr mit schlecht verhehlter Bestürzung, während er mißtrauische Blicke auf seine Umgebung warf. „Und Sie meinen, auf diese Weise — ja, ja, es kann wohl sein — aber wer, glauben Sie, hat das Kollier auf diese Weise aus der Kassette entwendet?"

„Wer? Nun, doch wohl der, dem allein das Geheimnis der Kassette bekannt und ihre sonderbare Mechanik vertraut war," erklärte der Justizrat laut und mit Nachdruck. „Der, welcher das Kollier zu unterst gelegt und mit dem Geschäftssiegel des Herrn Griesbach versehen haben wollte, um die Möglichkeit einer Eröffnung und Wiederversieglung der Kassette wahrscheinlich zu machen!"

„Mein Herr, Sie — Sie beleidigen mich!" brauste der Gauner, der sich entlarvt sah, auf und erhob sich rasch. „Mir das zu bieten, mir, einem Freiherrn v. Gotting! Ich verzichte auf jede weitere Verhandlung mit Ihnen und werde polizeiliche Hilfe" — weiter und weiter zog er sich bei diesen Worten nach der Tür, der einzigen des Zimmers, zurück — „in Anspruch nehmen."

„Ihr Verlangen ist bereits erfüllt," antwortete ihm eine Männerstimme. Gleichzeitig wurde die nur angelehnte Tür aufgerissen, das Gesicht eines bärtigen Kriminalkommissars, hinter welchem zwei handfeste Polizeibeamte standen, wurde sichtbar.

„Julius Behring, alias Freiherr v. Gotting, ich ver-

hafte Sie hiermit! Auf unsere Depesche nach Wien ist die Nachricht eingegangen, daß der echte Freiherr v. Gotting sich zur Zeit gar nicht auf Reisen, sondern im elterlichen Hause befindet. Vermutlich haben wir einen internationalen Hochstapler vor uns, dem wir das Handwerk wohl auf einige Jahre legen werden."

Wir brauchen wohl kaum zu erwähnen, daß diese Überrumpelung des Gauners von Griesbach und seinem Freunde vorbereitet und mit der Polizei verabredet worden war. Nachdem der Taschenspieler den Männern das Geheimnis der Kassette gelöst hatte, unterlag die betrügerische Absicht des angeblichen Freiherrn keinem Zweifel mehr; der Justizrat setzte ungesäumt die Behörden von allem in Kenntnis, eine telegraphische Anfrage ging nach Wien und lieferte das erwartete Ergebnis. Der Kommissar und seine Leute harrten schon seit einer Stunde in einem Nebenzimmer; sobald sich die Tür des Privatkontors hinter dem Pseudofreiherrn geschlossen hatte, faßten sie hinter derselben Posto.

Der völlig überraschte und fassungslose Gauner machte keinen Versuch, sich zu widersetzen. Wütend die Zähne zusammenbeißend und wilde Blicke auf den Bankier und den Justizrat schießend, folgte er mit gefesselten Händen den Polizeibeamten nach dem inzwischen herbeigeholten Wagen.

Noch in derselben Stunde verhaftete man auch seine Frau und nahm eine sorgfältige Haussuchung in den von ihm im Hotel bewohnten Zimmern vor. Dabei fand sich auch in einer Wandvertiefung das verschwundene Kollier, worauf der Betrüger sich zu dem Geständnis herbeiließ, daß er in der Tat auf die bezeichnete Weise während der wenigen Augenblicke, in denen er die Kassette an sich genommen, um sie seiner Frau vorzuweisen, den Schmuck daraus eskamotiert

hatte. Von vornherein hatte er die Ausübung dieses Betruges im Schilde geführt und aus diesem Grunde nicht nur das Kollier zu unterst legen lassen, sondern auch einen Tag gewählt, an welchem der Bankier und sein Personal voraussichtlich stark in Anspruch genommen waren. Das Kollier sollte ihm auch ferner gute Dienste leisten, da er den Streich, wenn er gelang, auf einem anderen Schauplatze unverzüglich zu wiederholen beabsichtigte.

Wie sich herausstellte, hatte man es mit einem früheren Kellner zu tun, der ein paar Jahre bei einem Taschenspieler als Gehilfe mitgewirkt hatte; seine Frau, eine ehemalige Blumenverkäuferin, half ihm mit ihrer in der Tat außergewöhnlichen Schönheit das Vertrauen des Publikums gewinnen. Die Mittel zum Erwerb des Kolliers hatte er sich durch einen anderen Betrug verschafft, den er kurz vorher in Wien verübt hatte. Mit diesem und mehreren anderen Straftaten auf dem Kerbholz mußten er sowohl als seine Frau es sich gefallen lassen, auf eine hübsche Anzahl Jahre als rückfällige Verbrecher in deutschen und österreichischen Zuchthäusern Quartier zu nehmen.

Der Justizrat aber lachte jedesmal vergnügt, wenn von der Kassette die Rede war. „Mein Fränzchen," meinte er, „hat uns eigentlich herausgerissen. Da sieht man, was das Worthalten für einen Wert hat."





Strassburger Gänseleberpasteten.

Gastronomische Skizze von Friedrich Lange.

Mit 8 Illustrationen.  (Nachdruck verboten.)

„O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt,“ so heißt es in dem bekannten Liede. Aber nicht allein die bewegte Vergangenheit der alten Reichsstadt, nicht nur Meister Erwins gotischer Wunderbau und Alt-Straßburgs spitzgiebelige Patrizierhäuser haben die ehrwürdige Metropole Elsaß-Lothringens berühmt gemacht. Auch etwas ganz Materielles hat Straßburgs Ruhm weit über die Grenzen der engeren Heimat hinausgetragen — die Gänseleberpasteten.

Von jeher hat die Gans in der Küche der Kulturvölker eine Rolle gespielt. Schon die Römer züchteten den der Juno heiligen Vogel in besonderen Gebäuden, den Anserarien. Das Fleisch der Gans wurde aber von den römischen Feinschmeckern verschmäht, während man die Leber um so höher schätzte. Mit Feigen, Milch und Mehl wurden die Gänse gemästet, um wenigstens große Lebern zu erzielen. Nach dem Verfall des römischen Weltreichs verwandte man auf die Gänseleber

weniger Sorgfalt. Eine ausgesprochene Vorliebe für die Gänsezucht bewahrten nur noch die Juden, denen die Gans vielfach das verbotene Schwein ersetzen mußte.



Das Aussuchen der Gänselebern.

Zumal die Juden von Straßburg und Metz waren bis zum 18. Jahrhundert als Gänsemäster berühmt, aber sie übten ihre Kunst, wie Legrand d'Aussy erzählt, als Geheimnis. Aus der feinen französischen Küche des 18. Jahrhunderts war der Gänsebraten verbannt, und

nur die Gänseleber behauptete noch immer einen ehrenvollen Platz. Geschmort und mit Trüffeln reich gespickt war sie ein gern gesehenes Gericht auf der Straßburger Tafel.

Von der Gänseleber bis zur Gänseleberpastete ist eigentlich nur ein kleiner Schritt, sollte man meinen. Aber es ging auch hier wie bei so vielen Erfindungen: ein Zufall kam den Köchen zu Hilfe, und bei dem Weltruf, dessen sich die Straßburger Spezialität erfreut, dürfte die Geschichte ihrer Entstehung für weite Kreise interessant sein.

Als der Herzog von Broglie, der Kriegsminister Ludwigs XVI., einst nach Straßburg kam, um die Festungswerke zu besichtigen, hatte er seinen Koch mitgenommen. Eines Tages setzte der Küchenmeister seinem Herrn eine in Madeirasauce geschmorte Gänseleber vor. Ein Teil davon wurde abgetragen und in der Speisekammer aufbewahrt. Zwei oder drei Tage später sah der Koch diesen Rest Gänseleber, und da er gerade Appetit hatte, verzehrte er ihn kalt zum Frühstück. Der feine Geschmack der Speise setzte ihn in Erstaunen, und kurz entschlossen brachte er dem Herzog eine kalte geschmorte Gänseleber, die mit hellem Madeiragelee übergossen war. Der Herzog geriet ob der Feinheit des Gerichts in Entzücken und spendete seinem Koch eine ansehnliche Belohnung.

Von jetzt an stellten auch andere Küchenmeister die Gänseleber in Gelee her und suchten diese Delikatesse noch zu verfeinern. Zu ihnen gehörte Jean Pierre Clause, von Geburt ein Normanne. Clause war Küchenchef des Marschalls Contades, der von 1762 bis 1788 als Gouverneur der Provinz Elsaß in Straßburg lebte. Der Marschall, als großer Feinschmecker bekannt, hatte zu der elsässischen Küche wenig Zutrauen und

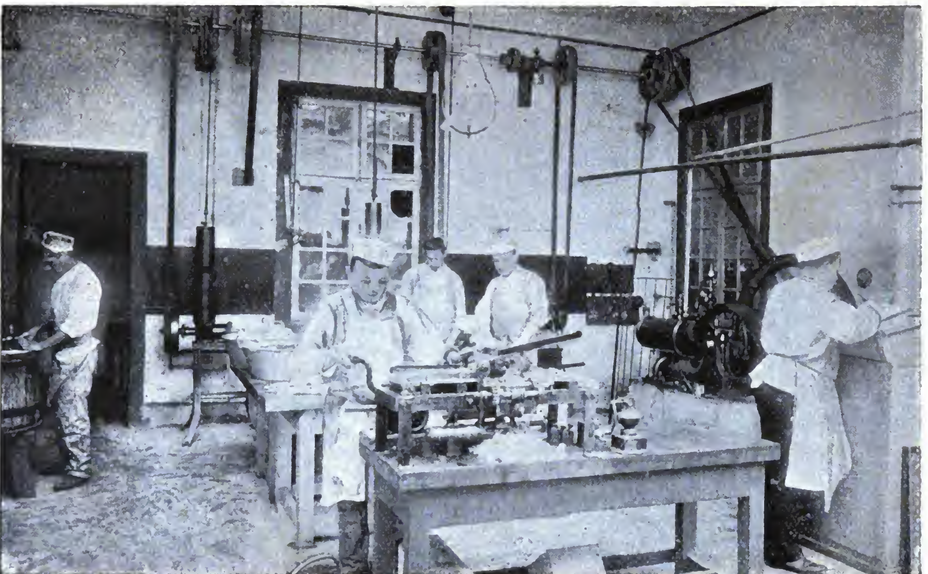


Das Entsehnen und Würzen der Lebern.

nahm deshalb bei seinem Weggang von Paris seinen Mundkoch mit. Den Erwartungen seines Herrn machte Clause denn auch alle Ehre. Er hatte bald herausgefunden, was sich mit kunstgerechter Hand aus den feinen Straßburger Gänselebern machen ließe, zumal unter Verwertung der Lehren der französischen Küche. Von den Gänselebern, die ihm gebracht wurden, wählte er die größten aus, umgab sie mit feiner Farce aus Kalbfleisch und hüllte das Ganze in einen zierlichen Teigmantel. Der Körper der Pastete war damit geschaffen; jetzt fehlte ihr nur noch die Seele. Clause fand diese in der Perigordtrüffel, und so kam die erste Straßburger Gänseleberpastete zu stande. Jahrelang blieb ihre Herstellung ein Geheimnis. Nur auf der Tafel des Marschalls Contades prangte sie, von allen Feinschmeckern bewundert, und oft genug sandte sie ihr Besitzer als Geschenk an Kaiser und Könige.

Man schrieb das Jahr 1788, und Contades wurde von seinem Posten abberufen. Clause hatte es vorgezogen, trotz der lockendsten Versprechungen, seinem Herrn nicht nach Paris zu folgen. Vielleicht schienen ihm die Verhältnisse dort nicht ganz geheuer zu sein, und überdies hielten ihn zartere Bande in Straßburg fest. Die dunklen Augen einer hübschen Elsässerin hatten es ihm angetan, er wollte einen eigenen Herd gründen und heiratete deshalb die Konditorswitwe Mathieu. In einem Hause der Meisengasse richtete er ein Geschäft ein, und nun kamen die Pasteten, die bisher nur die aristokratischen Gäste seines früheren Herrn entzückt hatten, auch auf den Tisch der Straßburger Bürger, die sich diesen Luxus leisten konnten.

Die erste Anregung, die Feinheiten der Gänseleber zu verwerten, hatte Clause gegeben, und bald folgten ihm andere nach auf der Bahn, die nach einem Jahr-



Hack-, Walz-, Sieb-, Misch-, Knet- und Speckscheibenschneidemaschinen.

hundert zu der Gänseleberpastetenfabrikation im großen geführt hat. Hervorragende Firmen in Straßburg und Schiltigheim, die sich eines Weltrufs erfreuen, üben diese Fabrikation aus und senden ihre Produkte nach allen Weltteilen.

Grundbedingung für jeden industriellen Erfolg ist das Vorhandensein zweckentsprechenden Rohmaterials. Nirgends gilt dieser Satz mehr als bei der Herstellung der Gänseleberpasteten, denn um die verwöhnten Gaumen unserer heutigen Feinschmecker zu befriedigen, müssen die zur Fabrikation der Pasteten verwandten Lebern von ganz hervorragender Feinheit sein. Wir kommen damit zu einer Industrie, die mit der Herstellung der Pasteten in engstem Zusammenhang steht, der Gänsemast, einer Industrie, die nicht viel weniger Geschick und Sachkenntnis erfordert als die Fabrikation, der sie das wesentlichste Rohmaterial liefert.

Es handelt sich bei der Gänsemast, wie sie in Straßburg betrieben wird, um einen beschleunigten Mästungsprozeß, der erfahrungsgemäß dann den besten Erfolg hat, wenn sich das betreffende Tier im Zustande körperlicher Ruhe befindet. Die Gans wird deshalb in einen kleinen Kasten gesetzt, der nach vorn und oben durch Holzstäbe teilweise nur geschlossen ist, damit das Tier jederzeit den Kopf herausstrecken kann. Zur Fütterung wird gekochter Mais verwandt, dessen Körner mit Mohnöl bestrichen werden. Vor der Reihe der einzelnen Kasten ist eine hölzerne Rinne angebracht, die täglich mit frischem Wasser gefüllt und sauber gereinigt wird. Überhaupt will die Gans mit größter Vorsicht behandelt sein, und jeder Gänsestopfer weiß, daß die Gans, wenn sie von Unerfahrenen gestopft wird, keine Leber „macht“ und leicht zu Grunde geht.

Hat das geübte Auge des Stopfers bemerkt, daß

die Leber ihre volle Ausdehnung erreicht hat, dann wird die Gans geschlachtet, und die Leber wandert in die Pastetenfabrik. Die Herstellung der Pasteten wird



Herstellung der Krusten- oder Teigpasteten.

ihren meisten Verehrern unbekannt sein, und unsere geneigten Leserinnen werden bald einsehen, daß sich eine perfekte Pastete nicht einfach nach einem Kochbuchrezept anfertigen läßt. Eine ganze Reihe angesehener Firmen wie Artzner, Doyen, Henry, Michel, Schott

und andere beschäftigen sich mit der Fabrikation jener Spezialität Straßburgs. Eines der größten Häuser und jedenfalls mit den modernsten technischen Einrichtungen versehen ist A. Michel in Schiltigheim bei Straßburg, in dessen Etablissement wir unsere Leser führen.

Was dem Besucher gleich beim Eintritt auffällt, ist die peinliche Sauberkeit, die in allen Teilen des Fabrikgebäudes herrscht. Der Fußboden besteht aus Marmormosaik, und sämtliche Wände sind bis zur Decke mit Marmor und weißglasierten Fayenceplatten belegt. Durch das breite Glasdach ergießt sich helles Licht auf das blitzende Nickel und Kupfer der Dampfapparate, auf den Marmor der Anrichtetische und das blanke Getäfel der Wände. Wir befinden uns in dem großen Arbeitssaal, einer Halle von 30 Meter Länge und 6 Meter Breite, in der etwa zwanzig Pastetenbäcker in weißem Anzug bei der Arbeit sind. Links liegen die Metzgerei, die Maschinenhalle und der Kühlraum, in der Haupthalle stehen die Backöfen, der große Kessel und die Dampfapparate, und rechts sehen wir die Verpackungs- und Expeditionsräume. Geschickt sind die einzelnen Dienstzweige um die Haupthalle gruppiert, wodurch die Arbeit wesentlich erleichtert wird.

Vor uns auf einem der Anrichtetische türmt sich ein wahrer Berg von Gänselebern auf, die am Morgen bei den Gänsemästern der Umgegend eingekauft wurden. Etwa 800 Pfund Gänselebern werden in der Hauptsaison täglich verarbeitet, da in der Zeit der Weihnachts- und Neujahrsfeiertage oft bis 400 Krustenpasteten fabriziert werden. Mit der Auswahl und dem Einkauf der Lebern beginnt die Arbeit. Besonders bei Einlaufen zahlreicher Bestellungen fällt es oft schwer, genügend gutes Material zu finden, denn nur ganz



Die fertigen Pasteten kommen in die grossen Backöfen.

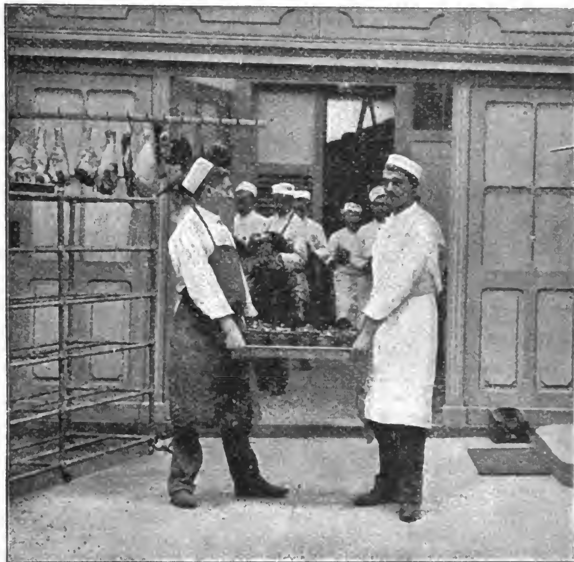
tadellose Lebern werden zur Fabrikation verwandt. Gute Gänselebern müssen von fester Konsistenz sein, dürfen sich aber nicht zu hart und zu fett anfühlen. Die Farbe soll hellgelblichrosa sein, und die Leber darf nicht das geringste Fleckchen zeigen. Fleisch-, Schmalz-, Gries- und Flecklebern, wie die von unkundiger Hand erzeugten Lebern heißen, sind von der Fabrikation ausgeschlossen.

Die sortierten Gänselebern werden nun von Fasern, Fett und allen Sehnen befreit. Galle und Adern schneidet man sorgfältig heraus, denn wenige Tropfen Blut würden genügen, um eine Leber völlig unbrauchbar zu machen. Sind die Lebern gereinigt, dann werden sie in großen Schüsseln mit den nötigen Gewürzen gebeizt. Die Zusammensetzung dieser Gewürze, die den durch Leber und Trüffel erzeugten Duft noch verstärken sollen, ist Fabrikgeheimnis. Jahrelange Erfahrung und sachkundige Hand sind dazu erforderlich, und deshalb bleibt auch das Würzen der Lebern dem Fabrikinhaber selbst vorbehalten.

Nachdem die Lebern so zubereitet sind, wandern sie wieder in den Hauptarbeitssaal zurück. Hier stehen schon die Teigformen bereit, oft wahre Kunstwerke von Verzierung und Konstruktion. Teigformen und Terrinen, je nachdem es sich um Krusten- oder Terrinenpasteten handelt, werden nun mit einer dünnen Schicht Farce von feingehacktem und durch Sieb- und Walzmaschinen getriebenem Fleisch und Gänseleber verkleidet. Ausgenommen hiervon sind Pasteten, die nur aus Gänseleber bestehen und mit Fleischgelee und Madeira vermischt sind. In die Form wird zu unterst eine Gänseleber gelegt, dann kommen Perigordtrüffeln, dann wieder Leber und Trüffeln. Schließlich wird das Ganze mit einer Schicht Farce verschlossen und mit einer

dünnen Scheibe Speck belegt, um die Leber vor der Ofenhitze zu schützen.

Zu Dutzenden stehen jetzt die Terrinen und Parfaits, die Suprêmes und Aspiks, die Timbales und wie all die Arten von Pasteten heißen, bereit. „Eingeschossen!“



Die fertig gebackenen Pasteten kommen in die Kühlräume.

ertönt das Kommando des Küchenmeisters, und schnell wandern die Pasteten in die vier großen Backöfen, von denen zwei permanente Koksfeuerung haben. Jetzt heißt es aufpassen, denn eine Kleinigkeit zu viel oder zu wenig, und um die Pasteten ist es geschehen. „Hallo!“ ertönt der althergebrachte Ruf zum Austragen, wenn die Pasteten gebacken sind. Auf den Anrichtetischen reihen

sich die goldgelben Delikatessen aneinander und erfüllen mit ihrem Duft die weite Halle.

Früher wartete man, wenn die Pasteten aus dem Ofen kamen, bis sie völlig erkalteten. Heute genügt dies System nicht mehr den Anforderungen einer Kundschaft, die dem Fabrikanten zur Ausführung eines Auftrags oft knapp achtundvierzig Stunden Zeit läßt. Die Firma Michel hat deshalb, um das Erkalten der Pasteten zu beschleunigen, einen Kühlraum eingerichtet, dessen Anlage nach dem Prinzip der Verdampfung wasserfreier schwefliger Säure arbeitet.

Die Terrinenpasteten halten sich unangebrochen zwei bis drei Monate. Um aber den Genuß der Gänseleberpasteten auch in der heißen Jahreszeit zu ermöglichen und die Ausfuhr zu erleichtern, beschäftigt sich die Firma Michel auch mit der Herstellung von Pastetenkonserven, die in Blechdosen verpackt und durch Sterilisierung keimfrei gemacht werden. Die so behandelten Pasteten halten sich erstaunlich lange frisch. Eine mit Konserven gefüllte Kiste, die 1896 von Schiltigheim abgeschickt worden war und lange Zeit in Sydney, San Francisco und Hongkong gelagert hatte, kam 1901 wieder nach Schiltigheim zurück. Die nachweisbar 1895 angefertigten Pastetenkonserven zeigten sich bei Öffnung der Dosen in tadellosem Zustande. Die lange Reise hatte ihnen nicht im geringsten geschadet. Erst kürzlich bestellte die Hamburg-Amerika-Linie 5000 Dosen dieser Pastetenkonserven.

Der Export des Hauses Michel nach Nordamerika beläuft sich jährlich auf fünf Eisenbahnwagen und umfaßt allein etwa die Hälfte der dortigen Gesamteinfuhr von Gänseleberpasteten.

Bevor wir das Etablissement verlassen, wollen wir noch schnell die bei der Fabrikation verwandten Ma-



Das Etikettieren der Terrinen und Dosen.

schinen besichtigen. Da sind zuerst die Hack-, Sieb- und Walzmaschinen, welche die Rohstoffe zur Herstellung der Farce in einen feinen Teig verwandeln, der schließlich wie ein dünnes Blatt über die Walzen gleitet. Auch die Speckblättchen, die kaum die Dicke eines Papiers haben und die Pastete gegen die Ofenhitze schützen sollen, werden von einer Maschine hergestellt. Endlich wären noch die Laminiermaschinen zu erwähnen, welche Teigblätter jeder Dicke liefern, aus denen dann die Krusten und Verzierungen angefertigt werden.

Aus dem Vorstehenden wird sich der Leser ein Bild dieser interessanten Industrie machen können, die alljährlich einen Goldstrom nach Straßburg führt. Daß gerade Straßburgs Gänseleberpasteten einen derartigen Ruf genießen, hat seinen Grund in dem vorzüglichen Rohmaterial, wie es in der Umgebung der elsaß-lothringischen Hauptstadt hervorgebracht wird. Das Gänsemästen ist hier zu einer Fertigkeit geworden, bei der die Erfahrungen eines Jahrhunderts, von Familie zu Familie als Tradition fortgeerbt, verwertet werden. Dazu kommt dann noch die Benutzung der modernsten technischen Hilfsmittel, ein feiner Geschmack und rastloses Studium der Küchenchefs. Denn die Fabrikation der Gänseleberpasteten hat sich heute zu einer förmlichen Wissenschaft entwickelt, wie die Kochbücher- und Menüssammlung der Firma Michel beweist, die nur wenige ihresgleichen hat und zu ihren Schätzen die seltensten gastronomischen Werke vom 14. Jahrhundert ab rechnet.

Daß unter diesen Voraussetzungen unsere Straßburger Spezialität das Entzücken aller Gourmands erregt, ist leicht begreiflich. Fast könnte man den Schlemmer Lukullus bedauern, dem dieser „Ruhm von Straßburg“ auf seiner üppigen Tafel fehlte. In Prosa und Poesie ist die Straßburger Gänseleberpastete von

ihren Freunden verherrlicht worden, und kein anderer als Brillat-Savarin, der bekannte Gastrosoph, hat sie in seiner geistreichen „Physiologie des Geschmackes“ ge-



Privatkontor und gastronomische Bibliothek.

feiert. Savarin ist der berühmte Entdecker der „gastronomischen Probierschüsseln“. Er versteht darunter Schüsseln von anerkanntem Geschmack und solcher Vortrefflichkeit, daß ihr Aufsetzen allein bei jedem Fein-

schmecker alle Geschmackskräfte in Aufregung bringt. Die Macht dieser Probierschüsseln ist natürlich relativ, das heißt sie müssen den Fähigkeiten und Gewohnheiten der einzelnen Gesellschaftsklassen angepaßt sein. Und zu den vornehmsten Probierschüsseln rechnet Savarin — die Straßburger Gänseleberpastete.

„Wir waren zu einem Diner von Feinschmeckern eingeladen," erzählt er. „Nach dem ersten Gange erschien unter anderem auch ein wahres Gibraltar von einer Straßburger Gänseleberpastete. Der Eindruck dieser Erscheinung läßt sich schwer beschreiben. Plötzlich schwieg die Unterhaltung. Die allgemeine Aufmerksamkeit richtete sich auf die Vorschneider, und als die Teller verteilt waren, sah man nach und nach auf allen Gesichtern das Entzücken des Genusses und die vollkommene Ruhe der Glückseligkeit." —

Die begeisterte Schilderung des geistreichen Franzosen erscheint vielleicht ebenso überschwenglich wie die Dithyramben, welche Gérard in seinem Studium über „Das alte Elsaß bei Tisch" dem zartesten Erzeugnis seiner Heimat widmet. Aber nach wie vor wird die Straßburger Gänseleberpastete die Königin im Reiche der Gastronomie und die geschmackvollste Zierde der vornehmen Tafel bleiben.





Waldzauber.

Novelle von Reinhold Ortmann.



1.

Der Junitag ging zu Ende. Die letzten glühroten Lichter waren verglommen, welche die sinkende Sonne auf den bräunlichen Waldboden gemalt, und endlich verblaßte auch der rosige Streifen fern zwischen den Stämmen. Wie ein heimliches Flüstern ging das Rauschen des Abendwindes durch die Wipfel, und die Schatten der Dämmerung breiteten ihre feinen grauen Schleier über den schweigenden Forst.

Aus der in den Garten führenden Seitentür des einfachen, hochgiebeligen Försterhauses, das wie ein rechtes Jägerheim tief eingebettet lag in die Stille des Waldes, trat ein junges Mädchen. Ihr schlicht gescheiteltes Blondhaar und ihr frisches, anmutiges Gesicht war hell beschienen vom Licht der Windlampe, die sie behutsam in beiden erhobenen Händen trug, und ihre blühende Gestalt nahm sich sehr anmutig aus, wie sie zwischen den Gemüsebeeten und Bohnenpflanzungen der grünumrankten Laube zuschritt.

Ein rotes Pünktchen glühte ihr aus dem dunklen Blätterhintergrunde entgegen. Im Schein der Lampe zeigte es sich, daß es das Feuer der Zigarre eines jungen Mannes gewesen war, der bequem in einem der eisernen Gartenstühle lehnte und der Lichtspenderin entgegenlächelte.

„'s ist eigentlich schade, Marianne, daß du für die Poesie der traulichen Dämmerstunde so wenig empfänglich bist," sagte er scherzend. „Mir ist's die liebste des ganzen Tages, vorausgesetzt natürlich, daß ich sie hier im Walde und an deiner Seite zubringen darf."

Marianne hatte die Lampe auf den Tisch gestellt, wo neben einem Arbeitskörbchen ein Haufen Wäschestücke aufgetürmt war. Während ihre Augen mit warmer Freundlichkeit über den Sprechenden hinstreiften, erwiderte sie: „Das heißt, ich gefalle dir im Dunkeln besser als bei hellem Lampenlicht?"

Gegen eine solche Vermutung aber legte er nachdrücklich Verwahrung ein, indem er das Mädchen trotz leisen Widerstrebens zu sich herüberzog und ihr Haar und ihre Wangen mit herzhaften Küssen bedeckte. Erst als sie sich energisch zur Wehr setzte, gab er sie frei. „So — das für diesmal, obwohl du eigentlich eine viel härtere Strafe verdient hättest. — Ist es denn aber wirklich ganz unerläßlich, daß du dich schon wieder mit dieser schrecklichen Nadel bewaffnest?"

Das junge Mädchen hatte das silberne Hütchen bereits auf die Fingerspitze gestreift und in den Nähkorb gegriffen. „Jawohl, mein Herr Doktor, es ist ganz unerläßlich. Der Vater würde mich schön ansehen, wenn ich mich wegen eines abgerissenen Knopfes bei ihm mit der Poesie der Dämmerstunde entschuldigen wollte."

Doktor Georg Arnhold seufzte in erheuchelter Betrübnis. „Wenn ich nur wüßte, weshalb der Himmel

gerade mir ein so prosaisches Weibchen bestimmt hat! Wie kann man nur inmitten des holdesten Waldzaubers aufwachsen und doch schon mit zwanzig Jahren ein so entsetzlich praktisches Hausmütterchen sein?"

„Einundzwanzig — bitte. Ich liebe es durchaus nicht, mich jünger zu machen, selbst auf die Gefahr hin, daß du mich eines Tages zu alt findest, um mich zu heiraten."

Sie fuhren fort, sich zu necken, obwohl es den Anschein hatte, als ginge Marianne nur dem Verlobten zuliebe auf den scherzenden Ton ein, der ihrem ruhig ernsten Wesen nicht ganz natürlich war.

Als er im Laufe der Unterhaltung wieder einmal ihre Hand eingefangen hatte, um sie zur Strafe für irgend eine angebliche Unart abzuküssen, machte sich Marianne fast erschrocken frei und flüsterte: „Sei vernünftig, Georg — ich höre den Vater kommen."

Dazu brauchte man allerdings kein sonderlich feines Ohr. Denn der markige Schritt des Försters war schon auf beträchtliche Entfernung hin zu vernehmen. Gleich darauf tauchte er vor der Laube auf, deren Öffnung seine mächtige Gestalt beinahe ganz ausfüllte. Bernhard Luthmer war ein schöner Mann vom Schlage der alten germanischen Recken. Seine sechzig Jahre hatten ihm noch nichts von der strotzenden Kraft seiner Muskeln und der soldatischen Straffheit seiner Haltung zu nehmen vermocht. Jugendlich hell blitzten die blauen Augen aus dem energischen wettergebräunten Gesicht, und es war eigentlich nur der ergraute Vollbart, der das vorgerückte Lebensalter des Försters verriet.

Ohne die kurze Weidmannspfeife aus dem Munde zu nehmen, schüttelte er dem Doktor kräftig die Hand. „Guten Abend, Georg! Deine ärztlichen Pflichten scheinen dir nicht besonders zuzusetzen, wenn du jetzt schon wieder bei dem Mädel hocken kannst."

„Leider nein," bestätigte der Angeredete. „Die Bewohner der Walddörfer hier herum sind von einer verzweifelten Gesundheit. Und ich muß meine Hoffnung auf die Besucher der nächsten Sommerfrische setzen, die zuweilen rücksichtsvoll genug sind, sich einen verdorbenen Magen oder ein Schnupfenfieber zuzuziehen."

Der Förster setzte sich an den Tisch, und die Unterhaltung bewegte sich in ruhigen Geleisen weiter. In dem Walde, der ihnen seinen würzigen Odem zuhauchte, herrschte jetzt tiefe Stille, nur ein= oder zweimal unterbrochen von dem fernher klingenden klagenden Geschrei eines Käuzchens.

Da plötzlich hob der Teckel, der vorhin seinem Herrn gefolgt war und sich unter seinen Stuhl gelagert hatte, lauschend den Kopf. Er ließ ein leises Knurren vernehmen und erhob sich dann auf die Füße, um in dem wackligen Trabe, der seinem krummbeinigen Geschlecht eigentümlich ist, dem Gartenpförtchen zuzustreben. Mit lautem Anschlag meldete er die Ankunft irgend eines menschlichen Wesens. Aber der Klang seines Gebells veränderte sich plötzlich in auffälliger Weise.

„Es muß ein guter Bekannter sein," sagte der Förster. „So freudig begrüßt der Waldl nur seine besten Freunde. Sieh doch einmal nach, Marianne."

Das junge Mädchen hatte sich schon erhoben und war vor die Laube hinausgetreten. Mit dem ersten Blick gewahrte sie jenseits des Gartengitters die Silhouette einer weiblichen Gestalt, deren Gesicht sie freilich auch bei besserer Beleuchtung nicht hätte erkennen können, da die späte Besucherin es mit beiden Händen bedeckt hatte. Aber nach wenig Schritten schon wußte Marianne, wer da Einlaß begehrte, und in fliegender Hast legte sie den letzten Teil des kurzen Weges zurück.

„Elfriede!" kam es mit dem Ausdruck höchster

Überraschung von ihren Lippen. „Mein Gott, Elfriede, bist du es denn wirklich?“

Ein Schluchzen nur kam ihr als Antwort zurück. Aber die schmalen Hände sanken herab, und im nächsten Augenblick lag die zierliche, von heftigem Weinen geschüttelte Mädchengestalt an ihrer Brust.

Marianne duldete die stürmische Umarmung, aber sie erwiderte sie nicht. „So beruhige dich doch!“ sagte sie leise. „In solchem Zustande kannst du unmöglich vor den Vater hintreten. Du weißt, wie wenig man bei ihm mit Tränen ausrichtet.“

Nun endlich brachte die Fassungslose die ersten verständlichen Worte heraus. „Ach, ich bin ja so unglücklich, Marianne, so grenzenlos unglücklich. Ich bin ja nur heimgekommen, weil ich hier sterben möchte.“

„So sollst du nicht sprechen. Man stirbt nicht gleich, wenn man unglücklich ist. Aber es wird besser sein, wenn der Vater dich jetzt nicht gleich zu Gesicht bekommt. Er ist nicht allein, und ich möchte nicht dafür einstehen, daß er dich freundlich empfängt.“

Jetzt erst schien der anderen die kühle Zurückhaltung im Benehmen der Schwester zum Bewußtsein zu kommen. Sie löste die Arme von ihrem Halse und trat einen Schritt zurück. „Du meinst, daß er mir die Aufnahme verweigern könnte?“

„Vielleicht wäre er in der ersten zornigen Aufwallung dazu im stande. Du hast ihn zu tief gekränkt, Elfriede. Und es ist nun einmal nicht seine Art, auf die erste reuige Bitte hin zu vergeben. Darum ist es besser, wenn ich dich ins Haus bringe, ohne daß er dich sieht. Ich gewinne damit Zeit, wenigstens seine erste Aufregung zu beschwichtigen.“

Elfriede, an welcher der alte Teckel noch immer in ausgelassener Freude emporsprang, stand mit gesenktem

Kopfe in unentschlossenem Zaudern da. Da schallte die rufende Stimme des Försters aus der Laube herüber, und die Heimgekehrte fuhr in heftigem Erschrecken zusammen.

„Ja, ja, ich will alles tun, was du für gut hältst, Marianne. Ich fürchte mich, ihm unter die Augen zu treten. Ich weiß ja, daß ich seinen Zorn verdient habe, und er kann nicht ahnen, wie schwer ich meinen Ungehorsam schon habe büßen müssen."

In weitem Bogen die Laube umgehend, schritten sie zwischen den hohen Johannisbeersträuchern am Rande des Gartens dem Hause zu. Erst im Schein der Hängelampe, die von der Decke der Diele herabhing, konnte Marianne die Schwester genauer betrachten. Und nun kam es doch wie eine Bewegung des Mitleids über sie. Das schmale feine Antlitz leuchtete so erbarmungswürdig weiß aus dem Rahmen wirrer schwarzer Löckchen, die sich an seinen Schläfen krausten. Die großen dunklen Augen lagen tief in ihren Höhlen und waren vom Weinen gerötet, während die Lippen des kleinen kirschroten Mundes schmerzlich verzogen waren wie die eines bekümmerten Kindes.

„Du siehst angegriffen aus, Elfriede. Bist du denn krank?"

Die Gefragte legte die Hand an die Stirn. „Ach ja, ich glaube. Der Kopf tut mir so weh. Auf dem letzten Stück Weges durch den Wald meinte ich bei jedem Schritt zusammenzubrechen."

„Du bist zu Fuß von der Station herübergekommen?"

„Ja. Es war kein Wagen da, und ich hätte auch nicht Geld genug gehabt, ihn zu bezahlen. So ließ ich denn mein Gepäck auf dem Bahnhof zurück und bin gelaufen."

„Das war sehr unvernünftig," tadelte Marianne.

„Jedenfalls mußt du jetzt gleich ins Bett. Dann werden wir ja sehen, was weiter zu tun ist.“

Sie führte die Schwester, die sich wirklich nur mit Mühe auf den Füßen zu halten schien, die Treppe hinauf bis zu dem großen Giebelzimmer im Obergeschoß, das so viele glückliche Jahre hindurch ihr gemeinschaftliches Heim gewesen war. Elfriedes Bett stand nicht mehr darin, aber Marianne räumte ihr ohne weiteres das ihrige ein und duldete keinen Widerspruch gegen diese Abtretung. Auch ließ sie sich's nicht nehmen, der Schwester beim Entkleiden behilflich zu sein. Aber die weiche Regung verschwand dabei wieder von ihrem Gesicht. Der feine Stoff des modisch geschnittenen Kleides und die spitzenbesetzte Wäsche der Schwester schienen die Schuld daran zu tragen. Dann legte sie das alles so hastig und mit einem so unmutigen Zucken der Lippen beiseite, wie wenn ihr die bloße Berührung dieser Dinge Widerwillen eingeflößt hätte.

„Ich danke dir, Marianne,“ flüsterte die Kranke, als ihr dunkler Kopf müde auf das weiße Kissen gesunken war, „du bist so gut.“

„Es ist keine Güte, wenn ich meine Pflicht tue. Ich bin doch deine Schwester. Du mußt jetzt einen Augenblick allein bleiben, bis ich den Vater unterrichtet habe. Es trifft sich gut, daß gerade ein Arzt im Hause ist. Er soll uns sagen, was es mit deinem Unwohlsein auf sich hat.“

Sie ging hinaus und kehrte zu der Laube zurück.

„Wo steckst du denn, Mädel? Was war denn das für ein geheimnisvoller Besuch?“

Marianne war dicht an die Seite des Vaters getreten und legte die Hand auf seine Schulter. „Ein Besuch, dessen wir uns freuen sollten, Vater. Es war Elfriede.“

Bernhard Luthmer nahm die Pfeife aus dem Munde. Seine blauen Augen öffneten sich fast unnatürlich weit, und sein braunes Gesicht wurde noch um eine Schattierung dunkler. „Was — Elfriede? Sie hätte es gewagt —? Und du — was hast du mit ihr angefangen? Du hast sie doch wieder fortgeschickt?“

„Nein, Vater, so schwer habe ich mich nicht versündigt. Ich habe sie zu Bett gebracht, denn ich fürchte, sie ist krank.“

„So? Deshalb also? Nur weil sie krank und elend ist, weil wahrscheinlich alle Welt sie verlassen hat, findet sie den Weg in ihr Vaterhaus zurück! Aber ich will nichts mit der Komödiantin zu schaffen haben. Wenn du sie aufgenommen hast, ohne mich zu fragen, so hast du's auf deine Verantwortung getan. Sieh zu, daß sie mir nicht zu Gesicht kommt. Denn ich stände für nichts.“

Mit wachsendem Erstaunen war Georg Arnhold dem Gespräch zwischen Vater und Tochter gefolgt. Die Dinge, die da berührt wurden, waren ihm offenbar bis zu diesem Augenblick vollständig fremd gewesen. Es schien, daß er eine Frage auf den Lippen hatte; aber Marianne kam ihm bereits zuvor: „Ich möchte dich bitten, Georg, nach meiner Schwester zu sehen. Vielleicht ist es notwendig, sogleich eine Arznei zu besorgen, oder sonst etwas für sie zu tun.“

Der junge Arzt erhob sich willig.

Marianne aber wandte sich noch einmal an den Vater: „Sie ist gekommen, dich um Verzeihung zu bitten. Und ich werde ihr darum nicht wiederholen, was du mir soeben sagtest. Vielleicht wirst du dich morgen doch entschließen, sie anzuhören.“

„Niemals!“ brach der Förster aus, und seine nervige Faust fuhr mit dumpfem Krachen auf die Tischplatte

nieder. „Ich will sie nicht sehen; sie ist meine Tochter nicht mehr. Ich bin fertig mit ihr!“

Marianne sagte nichts weiter und winkte ihrem Verlobten, ihr zu folgen. Unter den finster zusammengezogenen buschigen Brauen hervor blickten ihnen die scharfen Augen des Försters nach. Unbeweglich wie ein Steinbild saß er da. Er hatte die Pfeife wieder zwischen den Zähnen und blies unablässig so dicke Dampfwolken vor sich hin, daß sie ihn wie ein grauer Nebel umwogten. Plötzlich aber gab es ein vernehmliches Knacken. Er hatte das dicke Hornmundstück der Pfeife durchgebissen, und nun schleuderte er sie mit einer heftigen Bewegung zu Boden, daß die Funken umherstoben. Dann stand er auf und schritt langsam dem Hause zu.

— — — — — — — — — — — —

„Der Vater hat sich zurückgezogen,“ sagte Marianne, als sie eine halbe Stunde später mit ihrem Verlobten wieder durch den Garten ging und einen Blick in die Laube geworfen hatte. „Er will jedenfalls allein sein, und darum ist es besser, wenn du gehst, ohne ihm gute Nacht zu wünschen. — Es ist also nichts Ernstliches mit meiner Schwester?“

Der junge Arzt, dessen gewöhnlich so munteres Gesicht einen auffallend ernsten und nachdenklichen Ausdruck angenommen hatte, schüttelte den Kopf.

„Ich glaube nicht. Sie ist offenbar durch körperliche Anstrengungen und vielleicht noch mehr durch eine hochgradige seelische Erregung bis aufs äußerste erschöpft. Symptome einer eigentlichen Krankheit aber habe ich nicht wahrnehmen können. Und ich denke, bei der nötigen Ruhe und Schonung wird sie sich innerhalb einiger Tage erholt haben.“

Marianne nickte, wie wenn sie keine andere Auskunft erwartet hätte. „Es war immer so mit ihr.

Jedesmal, wenn sie einen Ärger oder einen Kummer hatte, wurde sie krank. Die Eltern waren in ewiger Sorge um sie. Und sie konnte auf solche Art alles durchsetzen, was sie wollte."

„Ihre Konstitution ist jedenfalls zarter, als man es bei einem Mitglied der Familie Luthmer erwarten sollte. Nie würde es mir eingefallen sein, sie für deine Schwester zu halten. Denn es ist auch nicht die geringste Ähnlichkeit zwischen dir oder deinem Vater und ihr."

„Ja, sie ist nach meiner verstorbenen Mutter geartet. Und sie war immer bei weitem die hübschere von uns beiden."

„O, das möchte ich doch nicht gesagt haben," wandte Georg etwas zögernd ein. „Ihr seid eben von ganz verschiedenem Typus, und es kann doch schließlich jeder seine besonderen Reize haben."

„Gib dir keine Mühe," wehrte sie ruhig ab. „Ich mache mir durchaus keine Illusionen, und ich habe meine Schwester niemals beneidet."

„Nun, ich glaube allerdings nicht, daß die Arme in diesem Augenblick irgend jemandes Neid herausfordern könnte. Man brauchte sie ja nur anzusehen, um zu erkennen, wie Schweres sie erlitten haben muß."

„Wenn es so ist, darf sie jedenfalls nur sich selbst deshalb anklagen. Sie hätte ruhig im sicheren Schutze ihres Elternhauses bleiben können. Aber sie hat es ja nicht gewollt."

Der Doktor erwartete, daß sie noch etwas hinzufügen würde, und als es nicht geschah, sagte er: „Du hast es immer vermieden, von deiner Schwester zu sprechen, und ich hatte keine Veranlassung, dich nach ihr zu fragen. Jetzt aber wirst du mir doch wenigstens einige Andeutungen machen müssen, damit ich nicht durch irgend eine ungeschickte Äußerung Anstoß errege."

Marianne dachte einen Augenblick nach, dann erwiderte sie mit sichtlichem Widerstreben: „Es ist kein erfreuliches Thema; aber du hast wohl ein Recht darauf, es zu erfahren. Elfriede hat sich vor etwa einem Jahre von uns losgesagt, um —" sie zögerte wieder, ehe sie es herausbrachte — „um zum Theater zu gehen."

Mit einem fast ängstlichen Blick sah sie zu ihrem hochgewachsenen Begleiter auf, und es setzte sie unverkennbar in Erstaunen, daß so gar nichts von Entrüstung auf seinem Gesicht zu lesen war.

„Ich konnte mir's wohl denken," sagte er nur, „nachdem dein Vater sie vorhin eine Komödiantin genannt hatte. Wie aber ist sie dazu gekommen? Hier in der Waldeinsamkeit ihres Elternhauses ist die Versuchung doch sicherlich nicht an sie herangetreten."

„Sie war immer sehr musikalisch, und die Leute behaupteten auch, daß sie eine ungewöhnlich schöne Stimme habe. Ich verstehe nichts davon und kann deshalb nicht beurteilen, ob sie recht hatten. Aber ich war jedenfalls sehr dagegen, als die Gräfin Leusingen vor zwei Jahren dem Vater zuredete, Elfriede zur Vervollkommnung ihrer musikalischen Fertigkeiten nach Berlin zu schicken. Sie war kaum siebzehn Jahre alt, und ich kannte sie gut genug, um zu wissen, wie wenig man sich auf ihre Widerstandskraft verlassen kann. Aber sie setzte es doch durch, und die Briefe, die sie uns schickte, waren immer voll des überschwenglichen Glückes. Sie lebte im Hause eines Musikprofessors, den die Gräfin empfohlen hatte. Und der Vater ahnte natürlich nicht, in wie schlechte Hände er sie gegeben."

„In schlechte Hände — sagst du?"

„Ja. Denn dort hat man ihr diese unglückselige Theaterleidenschaft in den Kopf gesetzt. Eines Tages, als der Vater energisch auf ihrer Rückkehr bestand —

sie hätte höchstens ein Jahr fortbleiben sollen — kam es heraus. Sie schrieb, daß ihr ein Engagement als Sängerin an einem kleinen Stadttheater angeboten worden sei und es für sie kein anderes Lebensglück gäbe als die Bühnenlaufbahn. Der Vater war natürlich außer sich und reiste nach Berlin, um sie heimzuholen. Aber als er hinkam, war sie schon fort. Da sah er sie als eine Verlorene an und überließ sie ihrem Schicksal, das sie sich selbst bereitet hatte. Aber es war ein furchtbarer Schlag für ihn, denn Elfriede war immer sein Liebling gewesen. Ich habe ihn niemals so gesehen wie in den ersten Wochen nach seiner Rückkehr. Und das ist es, was ich ihr nicht vergeben kann."

„So darfst du nicht sprechen, Marianne! Auch wenn deine Schwester in jugendlicher Verblendung gefehlt haben sollte, bist du doch nicht zum Richter über sie bestellt. Und das harte Wort ist dir ja auch gar nicht vom Herzen gekommen. Deine liebevolle Handlungsweise von heute abend straft dich Lügen."

Die Zurechtweisung war im freundlichsten Tone erfolgt, aber sie schien Marianne doch schmerzlich berührt zu haben. „Nein, ich bin ihre Richterin nicht," sagte sie, „aber mir ist jede Undankbarkeit in den Tod verhaßt. Und es war ein abscheulicher Undank, daß sie dem Vater das antun konnte. Es gibt für ihn nichts Heiligeres als die Ehre seines Namens. Und ich bin sicher, daß er mit Freuden seine rechte Hand hergegeben hätte, wenn er es damit hätte ungeschehen machen können."

„Nun, vielleicht habt ihr beide die Sache etwas zu tragisch genommen. Es war gewiß ein sehr übereilter Schritt, den deine Schwester getan, aber wenn sie sonst ein rechtschaffenes Mädel geblieben ist —"

Sie waren während ihres Gespräches langsam zwi-

schen den Beeten auf und nieder gegangen. Bei seinen letzten Worten blieb Marianne plötzlich stehen, und es zitterte wie Entrüstung in ihrer Stimme, als sie ihn unterbrach: „Es würde dir also nichts ausmachen, wenn ich etwa morgen ebenfalls den Einfall bekäme, zum Theater zu gehen?"

Nun konnte er doch ein Lächeln nicht unterdrücken. „Du? Was für eine Idee, liebster Schatz! Dagegen würde ich natürlich mit aller Entschiedenheit protestieren. Und zwar vornehmlich deshalb, weil ich dir zwar alle möglichen liebenswürdigen Talente zutraue, nur nicht das Talent zum Komödiespielen."

Im Parterregeschoß klirrte ein Fenster, und des Försters dröhnende Stimme rief herüber: „Bist du noch draußen, Marianne?"

„Ja, Vater."

„So komm herein. Ich habe mit dir zu reden."

Damit flog das Fenster wieder zu.

„Gute Nacht, Georg," sagte sie hastig. „In seiner augenblicklichen Stimmung darf ich den Vater nicht warten lassen."

Er hatte sich ihrer Hand bemächtigt und blieb noch an ihrer Seite, während sie eilig dem Hause zuschritt. „Du wirst bei ihm ein gutes Wort für deine Schwester einlegen — nicht wahr? Das arme Wesen sieht dem kommenden Gericht offenbar mit großer Angst entgegen. Und wer weiß, ob sie nicht ohnedies schon härter bestraft worden ist, als sie's verdient hat."

„Ich werde den Vater nicht gegen sie aufreizen. Wenn er nur erst eingewilligt hat, sie zu sehen, wird sie bei ihm denselben Fürsprecher haben, der dich so schnell zu ihrem Ritter gemacht hat."

„Einen Fürsprecher?" fragte er verständnislos.

„Nun, ihr hübsches Gesicht," klang es zurück, „und

ihre Augen, denen seit den Tagen ihrer Kindheit noch niemand etwas abzuschlagen vermocht hat. Du darfst ihretwegen wirklich ganz unbesorgt sein."

„Und jetzt, mein Abschiedskuß, Schatz? Als Honorar für ärztliche Bemühung hatte ich eigentlich auf ihrer mehrere gerechnet."

Er wollte seinen Arm um sie legen; aber Marianne wußte sich ihm geschickt zu entwinden. „Nicht hier, Georg! Die Mägde und die Jägerburschen im Hause können uns ja sehen."

Sie war ihm schon entschlüpft, ehe er noch hätte einen neuen Versuch machen können, sie zu halten. Es lag wie eine leichte Verstimmung auf seinem Gesicht, als er auf wohlbekanntem Wege durch den stillen Wald dem unfern gelegenen großen Dorfe zuschritt, in dem er sich auf Veranlassung des Grafen Leusingen vor einem halben Jahre als Arzt niedergelassen.

2.

Gesättigt vom balsamischen Harzduft der erwachenden Bäume strich die frische Morgenluft über den Garten des Försterhauses hin, als Bernhard Luthmer in grauer Jagdjoppe, den verschossenen Lodenhut auf dem mächtigen Haupte, heraustrat, um nach seinen Hunden zu pfeifen. Er sah nicht anders aus als gewöhnlich; aber er hatte beständig ein Büschel von seinen grauen Schnurrbarthaaren zwischen den Zähnen.

Die braune Hühnerhündin Diana tat unter solchen Umständen nicht wohl daran, sich drei- oder viermal vergeblich rufen zu lassen. Und als sie endlich im Bewußtsein ihres sträflichen Ungehorsams heranschlich, bekam sie denn auch die schwere Hand des Försters recht nachdrücklich zu fühlen. Ihr weithin schallendes

klägliches Wehegeheul trug allein die Schuld, daß das scharfe Ohr des Försters das Geräusch des langsam näher kommenden leichten Schrittes und das leise Rascheln der Frauengewänder hinter seinem Rücken überhört hatte. Plötzlich aber mußte irgend ein instinktives Empfinden ihm die Nähe eines menschlichen Wesens verraten haben, denn mit einer ungestümen Bewegung fuhr er herum.

„Du?!“

Die Adern an seinen Schläfen waren hoch aufgeschwollen. Die Hand ballte sich zur Faust. Mit einem funkelnden Blick umfaßte er die zierliche Gestalt seiner Tochter, die fertig angekleidet vor ihm stand, den grauen Reisemantel über dem Kleide und den nach hiesigen Begriffen vielleicht etwas zu verwegenen breitrandigen Hut auf dem lockigen schwarzen Haar.

„Vater!“ Das war alles, was sie unter der Wirkung dieses furchtbaren Blickes herausbrachte. Und der Förster ließ ihr nicht Zeit, ihren wankenden Mut zusammenzuraffen. Ohne der Tochter auch nur noch ein einziges weiteres Wort zu gönnen, ging er, weit ausschreitend, dem Gartenpförtchen zu. Aber noch ehe er es ganz erreicht hatte, blieb er stehen und blickte mit einer halben Drehung des Kopfes nach rückwärts. Er sah die großen dunklen Augen Elfriedes auf sich gerichtet und sah, wie sie die Hände auf die Brust gepreßt hatte, mit einer rührenden Gebärde hilflosen Kummers, die gewiß nichts Theatralisches hatte.

„Ich denke, du bist krank,“ knurrte er. „Und nun sehe ich dich da in vollem Staat. Wohin willst du denn gehen? Zu deinem Komödiantenvolk zurück?“

Elfriede schüttelte den Kopf. „Nein, Vater, das ist vorbei — ein für allemal vorbei.“

„Wirklich? Nun, mir kann's einerlei sein. Aber

wenn du nicht dahin zurück willst, wohin willst du denn sonst?"

„Ich weiß nicht — ich will nur fort. Irgendwohin in einen Winkel, wo ich ungesehen sterben kann."

„Unsinn!" polterte er. „Sterben — was ist das für ein Geschwätz! Und wer hat dich gehen heißen? Hat man dir denn die Tür gewiesen?"

„Nein. Aber ich sehe ja, daß dir mein Anblick zuwider ist. Und wenn du mir nicht verzeihen kannst, Vater, kann ich es auch nicht ertragen, unter deinem Dache zu leben."

Ganz langsam, mit zögernden Schritten, wie wenn er gegen seinen Willen irgend einem unwiderstehlichen Zwange gehorche, war der Förster ihr wieder näher gekommen. Vielleicht waren es die großen, todestraurigen Augen seines Kindes gewesen, die ihn dazu zwangen.

„Verzeihen? Du hast dir das sehr leicht gedacht, wie es scheint. Ein Frevel wie der deinige ist nicht mit einem einzigen Wort wieder ausgelöscht."

„Und doch bitte ich dich, Vater, mir zu vergeben. Ich habe ja so schwer gebüßt."

Mit ungestüm atmender Brust stand er dem zierlichen Geschöpf, dessen Kopf ihm kaum bis zur Brust reichte, gegenüber. Und plötzlich erfaßte er sie mit eisernem Griff an beiden Armen.

„Kannst du mir wirklich noch mit reinem Gewissen in die Augen sehen? Kannst du mir schwören — versteh mich recht, Mädchen: schwören, sage ich — daß du mir keine Schande gemacht hast, daß ich mein Haus nicht besudele, wenn ich dich wieder darin aufnehme?"

Der Druck seiner Finger verursachte ihr Schmerz, aber sie verzog das Gesicht nicht und sah ihm mit großem, vollem Blick in die forschenden Augen. „Ich schwöre es, Vater," sagte sie leise.

Da atmete er tief auf und ließ ihre Arme frei. „Nun denn, in Gottes Namen, so bleib! Aber es darf nichts von dem Vergangenen gesprochen werden — hörst du? — Kein Wort! Ich könnte es nicht ertragen.“

Und ohne sich noch einmal nach ihr umzusehen, ging er mit starken Schritten davon.

— — — — — — — — — — — —

Doktor Georg Arnhold erschien an diesem Abend eine halbe Stunde früher als gewöhnlich im Försterhause. Und er fand zu seiner angenehmen Überraschung die ganze Familie Luthmer in der Laube beisammen. Der Förster rauchte und las anscheinend sehr eifrig in einer alten Nummer seines weidmännischen Leibblattes, die er sicherlich von der ersten bis zur letzten Zeile schon beinahe auswendig wußte. Marianne war wie gewöhnlich mit ihrer Näharbeit beschäftigt, in einem bequemen Korbstuhl aber, der noch aus der letzten Lebenszeit der von langer Krankheit heimgesuchten Försterin stammte, ruhte, von einer getigerten Reisedecke halb umhüllt, Elfriedes zarte Gestalt. Sie trug nicht mehr das elegant geschnittene Kostüm, in welchem sie gestern angekommen war, sondern ein sehr einfaches Kleid, das wohl noch aus der Zeit vor ihrer Berliner Reise stammte. Sie sah darin trotz ihrer neunzehn Jahre aus wie ein eben erst zur Jungfrau erblühendes Kind. Und da sie wegen der noch immer anhaltenden Kopfschmerzen ihr dunkles Haar ganz aufgelöst hatte, konnte sich Georg Arnhold dem Eindruck nicht entziehen, daß sie wirklich unendlich viel reizender sei als seine Verlobte, deren Schönheit in der Hauptsache eigentlich nur in der Frische ihres Teints und in den sonstigen Anzeichen einer blühenden Gesundheit bestand.

Die ersten Minuten nach der Begrüßung trugen noch den Charakter einer etwas peinlichen Verlegenheit. Denn da Georg nicht wußte, wie sich inzwischen das Verhältnis der Heimgekehrten zu ihren Angehörigen gestaltet habe, mußte er in seinen Äußerungen wohl oder übel die vorsichtigste Zurückhaltung beobachten. Er hatte einige Fragen nach ihrem Befinden an Elfriede gerichtet, und sie hatte ihm mit leiser Stimme darauf geantwortet, mit einer Stimme, deren weicher und noch beinahe kindlich heller Klang ihn überaus sympathisch berührte. Dann aber, als der Förster beharrlich in seiner Lektüre fortfuhr, und auch Marianne sehr wenig zum Plaudern aufgelegt schien, gab es ein längeres Schweigen, bis Georg sich erinnerte, daß er glücklicherweise ein Mittel besitze, das Eis zu brechen.

Er zog einen Brief aus der Tasche, und indem er näher an Marianne heranrückte, sagte er: „Weißt du auch, Schatz, daß heute in Gestalt dieses Briefes der Versucher an mich herangetreten ist? Soll ich dir verraten, was darin steht?“

Sie zeigte durchaus keine Neugierde und ließ keinen Moment ihre Arbeit ruhen. „Wenn es für dich von Bedeutung ist, Georg, wird es mich natürlich sehr interessieren,“ erwiderte sie ruhig.

„Nun denn, es ist eine förmliche Berufung, ein für meine Verhältnisse geradezu glänzender Antrag. Professor Herbold, bei dem ich eine Zeitlang als Volontärarzt tätig gewesen bin, will mich als ersten Assistenten für seine große Privatklinik engagieren. Das Jahresgehalt ist größer als die Honorarsumme, die ich hier selbst während dreier Jahre zusammenbringen könnte. Und dazu noch eine geräumige Dienstwohnung, freie Station für mich wie für meine gegenwärtige oder zukünftige Familie. Ist das nicht ein verlockendes Anerbieten?“

Nun waren die emsigen Finger doch zur Ruhe gekommen, und auch der Förster hatte seine Lektüre unterbrochen. Erwartungsvoll blickten beide auf den jungen Arzt, der sich ersichtlich ein wenig an ihrer Spannung weidete.

„Nun?“ fragte Marianne endlich. „Was hast du beschlossen?“

„Abgelehnt habe ich. Mit gebührendem Dank zwar, aber mit nicht minderer Entschiedenheit. Nicht einmal um den Preis einer ordentlichen Professur würde ich mich entschließen, in eine Großstadt zurückzukehren, nachdem ich die Reize des Lebens in der Natur einmal kennen gelernt habe. Dein Wald hat mir's angetan, Vater Luthmer! Ich bin seinem Zauber verfallen, und er läßt mich nicht wieder los.“

Der Förster, dessen ernstes Gesicht sich ein wenig aufgehellt hatte, nickte. Die Anerkennung aber, die Georg auch von Marianne erwartet haben mochte, wurde ihm nicht zu teil.

„Ich weiß nicht, ob du recht getan hast,“ sagte sie. „Wenn sich dir wirklich ein weiteres Arbeitsfeld und eine bessere Aussicht in die Zukunft bot, so hättest du wohl eigentlich die Pflicht gehabt, dem Rufe zu folgen.“

„Würdest du dich dann entschlossen haben, von hier fortzugehen? Hängst du nicht auch mit ganzem Herzen an dem Walde, in dem du geboren und aufgewachsen bist?“

„O ja, ich habe ihn sehr lieb. Aber das würde mich doch niemals gehindert haben, einen durch die Umstände gebotenen Entschluß zu fassen. Schließlich ist es doch nicht unsere Umgebung, die den Zweck und den Inhalt unseres Lebens ausmacht, sondern das, was wir in dieser Umgebung wirken.“

Das klang gewiß sehr verständig, und es ließ sich

nicht gut etwas dagegen einwenden. Aber gerade in ihrer kühlen, vernünftigen Überlegung war etwas, das den jungen Arzt heute zum Widerspruch reizte. Seine Liebe zur Natur war ihm wirklich Herzenssache. Mit einer Wärme, die seinen Worten einen fast dichterischen Schwung verlieh, gab er diesem Empfinden Ausdruck. Er schilderte, wie sich ihm, dem in dem Lärm der Straßen aufgewachsenen Großstädter, erst hier der Zauber der Natur erschlossen habe und wie ihm der Wald zu einem lieben, vertrauten Freunde geworden, dessen Sprache er verstehen gelernt hätte, und bei dem er ein sympathisches Echo fände für jede seiner Stimmungen.

„Ich bin überzeugt, daß es mich immer wieder hierher zurückziehen würde," schloß er seine Rede, „und daß das Heimweh nach dem Walde mich nicht los ließe, wo immer ich auch bin."

Der Förster klopfte seine Pfeife aus und brummte etwas Unverständliches. Gewiß war er derselben Meinung wie sein künftiger Schwiegersohn; aber die Gedanken des Doktors und seine Ausdrucksweise hatten ihm einen zu hohen Flug genommen, und alles Überschwengliche mutete seine einfache, kernige Natur wie etwas Unwahrhaftiges an.

Marianne saß tief über ihre Arbeit gebeugt und nähte, als gelte es, den Lebensunterhalt damit zu verdienen. Elfriedes dunkle Augen aber hingen groß und leuchtend an dem Gesicht ihres Schwagers. Und wie ihre Blicke sich jetzt begegneten, da wußte er, daß sie allein ihn verstanden habe.

3.

Anfangs fast unmerklich, doch stetig und unaufhaltsam hatte sich die Veränderung vollzogen, die das Leben im Försterhause durch Elfriedes Rückkehr erfahren.

Die brummige Stimmung des Försters, seine Schweigsamkeit und die demonstrative Absichtlichkeit, mit der er seine jüngere Tochter übersah, waren nicht von langer Dauer gewesen. Immer häufiger hatte er über seine Zeitung hinweg verstohlen zu ihr hinübergesehen, wenn sie des Abends beieinander saßen, immer weniger unfreundlich hatte er ihren zaghaften Gruß erwidert. Und je mehr sich der Gesundheitszustand der jungen Künstlerin besserte, je anmutiger sich ihre schmalen Wangen rundeten und je lieblicher die Rosen auf ihnen erblühten, desto augenfälliger besserte sich auch Bernhard Luthmers Laune.

Trotzdem würde sich die alte Unbefangenheit zwischen ihm und Elfriede wohl noch nicht so bald wieder eingestellt haben, wenn nicht Georgs frischer Humor ebenso taktvoll als unauffällig den Vermittler gemacht hätte.

Bis zu seiner Ankunft wurde in der Regel nur sehr wenig zwischen den dreien gesprochen, denn Marianne, die freilich auch sonst immer einer gewissen Anregung bedurft hatte, um sich lebhafter zu äußern, schien von Tag zu Tag stiller zu werden, wenn sie auch niemals unfreundlich gegen Elfriede war. Namentlich wenn der Vater sich zu ihnen gesellte, pflegte sie ganz zu verstummen. Da war es denn nur natürlich, daß ihre Schwester mit kaum verhehlter Ungeduld Georgs Erscheinen erwartete, und daß sie sich kaum bemühte, ihre Freude zu verbergen, wenn er kam.

Denn es war, als ginge ein frischer Lufthauch von ihm aus, der die schwüle Atmosphäre rasch zerstreute. Er war niemals heiterer und gesprächiger gewesen als in diesen ersten Wochen nach der Heimkehr seiner jungen Schwägerin. Aber seine Fröhlichkeit äußerte sich nicht mehr wie sonst in harmlosen Neckereien mit Marianne und in allerlei drolligen Klagen über

ihre hausmütterliche Nüchternheit, sondern in einem beredten Interesse an hundert Dingen, die früher kaum jemals in ihren Gesprächen berührt worden waren. Und immer wußte er diesen Dingen eine Seite abzugewinnen, die sie sowohl dem schlichten Durchschnittsverstand des Försters als dem feineren Empfinden Elfriedes interessant machte. Es kam jedesmal zu lebhaftem Meinungsaustausch, bei dem es sich auf die natürlichste Weise von der Welt ergab, daß auch zwischen Vater und Tochter Rede und Gegenrede freundlich hinüber- wie herüberflog. Und an jedem Abend fiel ein Stückchen mehr von der unsichtbaren Schranke, die Elfriedes Auflehnung gegen den väterlichen Willen zwischen ihnen aufgerichtet hatte.

Daß Marianne sich wenig an diesem Geplauder zu beteiligen pflegte, kam ihnen zuletzt kaum noch zum Bewußtsein. Anfangs wohl hatte ihr Verlobter manchmal die Empfindung gehabt, daß sie zu sehr im Schatten bleibe neben ihrer lebhaften Schwester, und er hatte dann, um solches Gefühl nicht in ihr aufkommen zu lassen, das Wort mehr an sie gerichtet. Aber ihre einsilbigen Erwiderungen hatten ihn bald verdrossen. Und da überdies ihre unveränderte Ruhe nicht die Vermutung wachrufen konnte, daß sie sich zurückgesetzt fühle, hatte er sie schließlich ihrer Tätigkeit überlassen, die ihr offenbar wichtiger und interessanter war als die Dinge, von denen die anderen sich unterhielten.

Dabei war aber bis zu dieser Stunde von allen Beteiligten buchstäblich innegehalten worden, was der Förster zur Bedingung gemacht hatte, als er die verlorene Tochter wieder aufgenommen in sein Haus. Mit keinem Wort war der Vergangenheit Erwähnung geschehen, soweit sie zwischen Elfriedes Abreise nach Berlin und ihrer Heimkehr lag. Niemand hatte eine

Frage nach ihren Erlebnissen an sie gerichtet oder nach der Natur des Mißgeschicks, von dem sie als eine Verzweifelnde in das Elternhaus zurückgetrieben worden war.

Um die Mitte des Monats Juli kehrte Graf Leusingen, in dessen Diensten der Förster stand, mit seiner Familie auf sein unweit der Försterei gelegenes Schloß Hohenhainburg zurück. Er war der reichste Großgrundbesitzer der Provinz und genoß auf seinen weit ausgedehnten Gütern fast das Ansehen eines regierenden Fürsten. Bernhard Luthmer stand bei ihm in besonderer Gunst. Und wenn die Herrschaften nicht gerade vornehme Gäste hatten, wurde der einfache Mann oftmals Abends mit dem Güterdirektor zu einer Spielpartie in das Schloß geladen.

So geschah es auch diesmal bald nach der Rückkehr der gräflichen Familie. Und als Arnhold zur gewohnten Stunde im Försterhause erschien, sah er sich zum ersten Male mit den beiden Schwestern allein.

Es war ein regnerischer Abend, und man war deshalb genötigt, ihn im Zimmer zu verbringen. Marianne steckte wie immer tief in der Arbeit, und auch Elfriede saß über einer Stickerei, die sie vor einigen Tagen begonnen hatte. Sie hatte längst die letzten Nachwehen ihrer damaligen Erschöpfung überwunden, und es schien, daß sie auch den Kummer überwunden habe, der sie an jenem Abend so sterbenstraurig gemacht, denn auf ihrem frischer gefärbten Antlitz lag ein Ausdruck sonniger Heiterkeit, und ein paar allerliebste Schelmenteufelchen lachten in ihren Augen, als sie bei der Begrüßung ein Scherzwort ihres Schwagers mit gleicher Münze heimzahlte.

Nach einer Weile wurde Marianne durch irgend eine ihrer vielen wirtschaftlichen Obliegenheiten abgerufen, und Minute auf Minute verging, ohne daß

sie zurückkehrte. Das anfänglich recht muntere Geplauder zwischen den beiden Zurückgebliebenen war mehr und mehr ins Stocken geraten, seitdem sie allein miteinander waren, ohne daß eines von ihnen sich über die Ursache hätte Rechenschaft geben können. Da fiel der Blick des jungen Arztes auf das alte Klavier in der Fensterecke, das, solange er im Försterhause verkehrte, noch niemand geöffnet hatte, und einer plötzlichen Eingebung folgend, sagte er: „Wissen Sie, Elfriede, was ich mir schon lange gewünscht habe? Ich möchte Sie einmal singen hören — wäre es auch nur irgend ein kleines Lied. Im Beisein Ihres Vaters wagte ich Sie natürlich nicht darum zu bitten; heute aber könnten Sie mir wohl meinen Wunsch erfüllen.“

Es stand ihr auf dem Gesicht geschrieben, wie gern sie dazu bereit war; aber sie zögerte trotzdem und meinte: „Ich fürchte, daß es Marianne nicht recht sein würde, wenn ich sänge.“

„Was sollte sie dagegen einzuwenden haben, wenn Sie es auf meine Bitte tun?“

Er hatte schon das Klavier geöffnet und ein paar Akkorde gegriffen. Das Instrument hatte einen dünnen Klang und war arg verstimmt, für die Begleitung eines Liedes aber mochte es immerhin noch ausreichen. Und Elfriede sträubte sich denn auch nicht länger, dem Willen ihres Schwagers Genüge zu tun.

„Ich habe keine Noten hier,“ sagte sie, „und kann nur irgend etwas singen, was ich gerade im Gedächtnis habe.“

Sie präludierte zu einem leichten, tändelnden Frühlingsliedchen, und Georg lauschte mit Entzücken dem bezaubernd süßen Klang ihrer frischen Stimme. Für den weiten Raum eines Theaters war diese Stimme vielleicht zu klein, hier im Zimmer aber dünkte sie dem

Zuhörer reiner und wohllautender als irgend eine, die er bisher vernommen.

Unumwunden gab er seiner freudigen Anerkennung Ausdruck, als sie geendet, und Elfriedes beglücktes Lächeln verriet, wie sehr sein Lob sie erfreute. Sie ließ sich gar nicht lange nötigen, dem ersten Liede noch eines und immer noch eines folgen zu lassen, so daß ihnen die Viertelstunden wie im Fluge dahingingen, und daß sie gar nicht dazu kamen, sich über Mariannes merkwürdig langes Ausbleiben irgend welche Gedanken zu machen.

Elfriede mußte eine Weile nachdenken, um noch etwas zu finden. „Wie gefällt Ihnen das?“ sagte sie endlich. „Es ist etwas schwermütig und herbe, aber es hat gerade deshalb immer einen ganz eigenen Reiz für mich gehabt.“

Und sie sang:

„Hätt' es nimmer gedacht,
Daß ein Strom, so heiß,
Im Winter würd'
Zu starrem Eis!
Daß ein Ringlein von Gold,
So den Finger schmückt,
Wie ein Mühlstein schwer
Auf die Seele drückt!
Daß nach prangendem Tag
So kalt die Nacht,
Und so krank das Herz!
Hätt' es nie gedacht.“ — —

„Du mußt jetzt aufhören, Elfriede! Der Vater kann in jedem Augenblick kommen!“

Sie waren beide erschrocken zusammengefahren, als diese Worte Mariannes an ihr Ohr schlugen. Keines von ihnen hatte bemerkt, daß sie schon seit dem Beginn

des letzten Liedes auf der Schwelle gestanden hatte, und nun schauten sie ohne eigentlichen Grund so befangen drein, wie wenn sie auf einem Unrecht ertappt worden wären. Hastig schloß Elfriede das Instrument, und es war wirklich die höchste Zeit dazu gewesen, denn kaum zwei Minuten später erklang draußen der schwere Schritt des Försters, und er trat ins Zimmer, ganz naß vom Regen, aber in bester Laune.

„Eine große Neuigkeit, lieber Doktor!“ sagte er, indem er Georg die Hand schüttelte. „Der Graf hat mir heute abend mitgeteilt, daß das Pächterhaus, in dem ihr euer Nest einrichten wollt, schon im Herbst frei wird. Da können wir also die Hochzeit um ein paar Monate früher ansetzen, wie du's ja so sehnlich wünschtest.“

Der junge Arzt schien von der Freudenkunde so überrascht, daß er nicht gleich den rechten Ausdruck fand für sein Entzücken. „In der Tat — das wäre ja ausgezeichnet,“ sagte er nur.

Hinter ihm aber erklang Mariannes ruhige Stimme: „Wollen wir's nicht lieber bei der bisherigen Abrede lassen, Vater? In so kurzer Zeit würde ich meine Aussteuer gar nicht fertig bringen.“

Doch Bernhard Luthmer hatte sich's einmal in den Kopf gesetzt, ihnen diese Freude zu bereiten. „Ach, papperlapapp! Dann nehmen wir eben ein paar Näherinnen ins Haus. Und Elfriede ist doch auch da, um dir zu helfen.“

„Elfriede? — Nein! — Das ist keine Arbeit für sie. Und ich mache mir das schon lieber allein.“

Der Förster sah sie verwundert an; dann aber ging er mit einem Achselzucken darüber hinweg. „Nun, das sind Frauenzimmersachen, um die ich mich nicht kümmern mag. Und was die Hochzeit betrifft, so werde ich das

schon mit Georg ins reine bringen. Für heute aber muß ich dich nach Haus schicken, mein Junge. Ich will zeitig ins Bett, weil wir morgen mit den Vorbereitungen für die großen Treibjagden beginnen. Es werden diesmal besonders viele Gäste im Schlosse erwartet."

Als Elfriede ihrem künftigen Schwager an diesem Abend die Hand zum Abschied reichte, vermied sie es, ihn anzusehen, und er war verwundert darüber, wie eiskalt ihre schmalen Finger in den seinigen lagen. Marianne begleitete ihn nicht wie sonst vor das Haus, sondern nur bis an die Tür des Zimmers, und, wie sie es immer tat, wenn andere zugegen waren, reichte sie ihm nicht ihre Lippen, sondern nur ihre Wange zum Kusse dar.

Ihm aber klangen, während er durch den dunklen, regentriefenden Wald heimwärts schritt, beständig die Worte aus Elfriedes letztem Liede im Ohre nach:

„Daß ein Ringlein von Gold,
So den Finger schmückt,
Wie ein Mühlstein schwer
Auf die Seele drückt!
Daß nach prangendem Tag
So kalt die Nacht,
Und so krank das Herz!
Hätt' es nie gedacht." — —

4.

Das Jagdmahl im Schlosse, das nach gutem Brauch die große Treibjagd beschloß, näherte sich seinem Ende. Die Gesellschaft bestand nur aus Herren, und Graf Lensingen hatte seinen Weinkeller nicht geschont. So war es nicht gerade verwunderlich, daß die Stimmung

eine sehr ausgelassene geworden war, und daß die Wogen der Fröhlichkeit hoch gingen.

Auch Bernhard Luthmer, der heute ja eine der wichtigsten Persönlichkeiten gewesen war, befand sich unter den Gästen. Er hatte guten Grund, mit dem Verlauf der Jagd zufrieden zu sein, und er hatte auch die Anerkennung des Grafen im reichsten Maße geerntet. Deshalb befand er sich in bester Laune und erheiterte seine nähere Umgebung durch allerlei lustige kleine Geschichten, wie man sie nur in besonders guten Stunden aus ihm herausbrachte. Seine mehr oder weniger vornehmen Tischgenossen fanden lebhaftes Vergnügen an der urwüchsigen Treuherzigkeit des graubärtigen Riesen, und immer aufs neue mußte er dem einen oder dem anderen Bescheid tun.

Da trat inmitten des allgemeinen Gelächters, das eine seiner Schnurren hervorgerufen hatte, ein hübscher junger Mann von etwas blasiertem Aussehen mit dem gefüllten Champagnerkelch in der Hand an seinen Stuhl. Er hatte wohl schon ziemlich viel getrunken, denn seine Augen schwammen in einem etwas verdächtigen Glanze, und auch seine Zunge gehorchte ihm nur noch mit einigem Widerstreben.

„Prosit, Herr Förster!“ sagte er. „Sie sind ja ein famoses Haus. Erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen vorstelle — Egon Königswerth.“

„Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich heiße Bernhard Luthmer.“

Der junge Mann riß die Augen weit auf. „Wie sagen Sie? — Luthmer? Ist ja prächtig. Nun muß ich erst recht mit Ihnen trinken Prosit! — Und wissen Sie auch, weshalb?“

„Ich kann's leider nicht erraten, Herr Königswerth.“

„Weil Sie Luthmer heißen — aus keinem anderen

Grunde, auf meine Ehre! Denn es sind die schönsten Erinnerungen meines Lebens, die Ihr Name in mir wachruft. Ein verklungenes Liebeslied, Herr Förster — aber eines, das ich gern noch eine Weile weitergesungen hätte."

Nun gesellte sich noch ein anderer, der ebenfalls vom unteren Ende des Tisches aufgestanden war, zu ihnen. Er hatte die letzten Worte gehört und mischte sich lachend ein: „Aber Königswerth, sind Sie schon betrunken, daß Sie anfangen, dem alten Herrn Ihre Liebesabenteuer zu erzählen?"

„Fällt mir nicht ein. War nur eine zufällige Namensverwandtschaft, die mich ein bißchen sentimental machte. Wissen Sie, Baron, wie dieser wackere Förster heißt? Luthmer heißt er. Nun werden Sie, wie ich denke, verstehen."

„Allerdings," bestätigte der andere mit gutmütigem Spott. „Und ich würde es sogar begreifen, wenn Sie dem Andenken Ihrer kleinen durchgebrannten Herzenskönigin nicht nur ein stilles Glas, sondern auch ein paar stille Tränen widmeten. Ein Juwel wie die kleine Luthmer findet selbst der Erbe des Bankhauses Königswerth nicht alle Tage."

„Reden wir nicht mehr von ihr, Baron! Sie haben sie nicht gekannt, wie ich sie gekannt habe. Sie war nicht wie die übrigen, und ich werde mir's nie verzeihen, daß ich mich in diesem Fall wie ein Esel benommen habe."

„Ah bah — bilden Sie sich nur nichts ein. Sie wird nicht aus anderem Holze gewachsen sein als ihre hübschen Kolleginnen. Und sie hat Ihnen den Laufpaß gegeben, weil sie was Besseres gefunden. — Auf Ihre Gesundheit, Herr Förster! — Und auf die Gesundheit Ihrer schönen Namensschwester, von der wir hier reden!"

Mechanisch hatte der Förster, dem kein Wort der unmittelbar an seiner Seite geführten Unterhaltung entgangen war, nach seinem Glase gegriffen, aber als er es kaum um eine Handbreit erhoben hatte, stieß er es so heftig auf den Tisch zurück, daß es zerbrach und ihm nur der Fuß in den Fingern blieb. „Lassen Sie mich in Ruhe!“ knurrte er grimmig. „Was kümmern mich Ihre Liebesgeschichten!“

Und ehe noch die beiden jungen Leute recht begriffen, ob sie die unhöfliche Abweisung für Ernst oder Scherz zu nehmen hatten, war er aufgestanden und kerzengerade zur Tür des Speisesaales hinausgegangen.

„Er hat genug,“ sagte der Baron mit einem Achselzucken, während Königswerth dem Fortgehenden verdutzt nachblickte. „Man soll in der Vertraulichkeit mit solchen Leuten niemals zu weit gehen.“ —

Aber der Förster war nicht betrunken. Wenn die Geister des Weines vielleicht vorübergehend eine gewisse Herrschaft über ihn gehabt hatten, so war doch der leichte Rausch jetzt vollständig verflogen. Er ließ sich von dem Lakaien in der Garderobe seinen Hut und seinen Hirschfänger geben und verließ das Schloß. Die Hitze da drinnen war ihm mit einem Male unerträglich geworden, denn es war ihm aus der Brust empor so siedend heiß in Stirn und Schläfen gestiegen, daß er für einen Moment nichts anderes geglaubt hatte, als der Schlag müßte ihn treffen.

Nun, als er drunten im Park wieder in vollen Zügen die freie Gottesluft atmete, wurde ihm besser, und auch das unsinnige Pochen seines Herzens begann sich zu besänftigen.

„Es ist Wahnsinn!“ sagte er laut vor sich hin. „Sie kann es ja gar nicht gewesen sein.“

Als er seine Wohnung erreichte, zeigte sein Aussehen

keine Veränderung mehr gegen sonst, und es bedurfte schon der durch die kindliche Liebe geschärften Augen Mariannes, um dennoch auf den ersten Blick wahrzunehmen, daß etwas Außergewöhnliches mit ihm vorgegangen war.

„Wo ist Elfriede?" fragte er.

Sie war froh, daß sie ihm der Wahrheit gemäß antworten konnte, die Schwester sei auf einem Spaziergang im Walde.

„Weshalb geht sie spazieren," fuhr er auf, „während du hier im Hause schaffst? Du solltest sie lieber unterweisen, daß sie deinen Platz einnehmen kann, wenn du Georgs Frau geworden bist."

„Bis dahin wird schon Rat werden, Vater. Hast du Unannehmlichkeiten gehabt oben im Schlosse?"

„Ach was — Unannehmlichkeiten! — Ein betrunkenes Herrchen hat etwas geschwätzt, das mich verdrossen hat, obwohl mich's im Grunde verteufelt wenig anging. — Wie lange wird sie denn ausbleiben?"

„Das ist ungewiß. Manchmal bleibt sie bis zum Dunkelwerden draußen. Sie hat ja auch jetzt kein anderes Vergnügen mehr als das."

„Vielleicht bedauerst du sie deshalb — wie? Als sie noch bei den Komödianten war, hatte sie wohl allerdings andere Zerstreuungen. Mögen hübsche Geschichten sein, die sie dir davon erzählt hat!"

„Ich habe mit Elfriede noch nie über ihre Erlebnisse beim Theater gesprochen. Aber ich glaube nicht, Vater, daß sie etwas Unrechtes getan hat."

„Du glaubst es nicht —" ahmte er mit mühsam niedergehaltenem Grimm ihren ruhigen Tonfall nach — „wie das klingt! Gerade so, als hieltest du es auch nicht gerade für ein Unglück, wenn es anders wäre. Aber ich sage dir, wenn es doch sein könnte — wenn

es meine Tochter gewesen ist, von der diese Burschen da oben gesprochen — —"

Seine Schultern bebten, und er konnte die Drohung nicht vollenden, weil es ihm wie etwas Fremdes in der Kehle saß. Mit einer kurzen Wendung kehrte er Marianne den Rücken und ging zur Tür seines Schreibzimmers.

„Wenn sie heimkommt, will ich sie auf der Stelle sehen." Mit diesen rauh hervorgestoßenen Worten war er verschwunden.

Bestürzt blickte ihm Marianne nach. Die Furcht, daß irgend etwas Entsetzliches bevorstehen könnte, schlich ihr eiskalt durch die Seele. Und plötzlich wurde es ihr zur Gewißheit, daß sie die Schwester nicht ungewarnt und unvorbereitet vor ihn hin treten lassen dürfe.

Sie kannte Elfriedes Lieblingsplatz, und sie war ziemlich sicher, sie jetzt dort zu finden. Rasch lief sie in das Schlafzimmer hinauf, um ihren Hut zu holen, und durch die hintere Pforte verließ sie das Haus.

5.

Die Stelle im Wald, die Elfriede fast täglich aufsuchte, war in der Tat der lauschigste Winkel weit und breit — ein kleiner, mit Moos bedeckter Fels, umschattet von den Wipfeln uralter Buchen und Eichen und umrieselt von einer leise plätschernden Quelle, die sich zwischen dem moosigen Gestein ihren Weg suchen mußte. Eine üppige Vegetation großblätteriger Farne wucherte auf dem feuchten Boden, und selbst an den heißesten Tagen war es hier so angenehm kühl, daß man sich keinen reizenderen Zufluchtsort erträumen konnte. Früh am Nachmittag schon hatte sich Elfriede hierher geflüchtet, und, bequem in das weiche Moos

gelagert, hatte sie da mit unter dem Kopf gekreuzten Händen in den blauen Sonnenhimmel emporgeschaut. Ein leichter Schlummer hatte zuletzt ihre Augen geschlossen.

Zwischen den Stämmen hervortretend, betrachtete Georg, der auf dem schmalen Waldpfad dahergekommen war, mit bewunderndem Entzücken das anmutige Bild des auf dem grün bemoosten Felsen schlafenden jungen Mädchens. Schon manchmal hatte er sie in seinen Gedanken mit einer jener lieblichen Waldelfen verglichen, mit denen die Phantasie des Volkes die lauschigen Waldgründe bevölkert. Nie zuvor aber hatte sich ihm der Vergleich so lebendig aufgedrängt wie in diesem Augenblick. Das reizende Schauspiel mutete ihn an wie ein Märchen, und je länger er sich in seinen Anblick versenkte, desto fester umspann ihn der geheimnisvolle Zauber des Waldes, desto vollständiger ging ihm das Empfinden für die nüchterne Wirklichkeit des Geschauten verloren.

Die Schläferin machte eine Bewegung, und nun war er mit einigen raschen Schritten neben ihr. Mit verwirrtem Blick sah sie aus noch halb verschleierten Augen in sein lächelndes Gesicht hernieder. Vielleicht hatte sie etwas sehr Angenehmes geträumt und stand noch zu sehr unter dem Einfluß dieses Traumes, um das Tatsächliche sogleich mit voller Klarheit von dem luftigen Spiel der Phantasie zu unterscheiden.

Jedenfalls sprach keines von ihnen ein Wort, ohne daß es eigentlich Überraschung oder Befangenheit gewesen wäre, die sie verstummen machte. Es fand auch keines etwas Befremdliches im Schweigen des anderen. Sie sahen sich in die Augen, und sie hatten einander niemals besser verstanden. Es waren ja schließlich nur wenige Sekunden, die ihnen so vergingen, aber die

winzige Zeitspanne schloß eine Fülle von Glückseligkeit in sich ein.

Elfriede richtete sich auf, und es war nur natürlich, daß Georg seine Arme emporstreckte, damit sie beim Herabsteigen eine Stütze gewänne. Sie aber wollte seine Hilfe verschmähen, doch das trügerische Moos wich unter der Last ihres Körpers, und sie wäre gefallen, wenn nicht Georgs ausgebreitete Arme sie aufgefangen hätten. Mit einem Aufschrei sank sie an seine Brust. Ihre Hände ruhten auf seinen Schultern, und ihr vom Schlummer rosig gefärbtes Gesicht war lächelnd zu dem seinigen emporgerichtet. Tiefer und beredter noch senkten sich ihre Augen ineinander, und dann — es hatte nicht anders sein können — fanden sich in langem, heißem Kusse ihre Lippen.

Sie hielten sich fest umschlungen und küßten sich wieder und wieder, ganz ohne Bewußtsein von der Unstatthaftigkeit dessen, was sie taten — willenlos hingegeben an die Macht des Augenblicks, die sie überwältigt hatte.

Elfriede war es, die sich zuerst in die Wirklichkeit zurückfand. Mit einem Ausdruck der höchsten Bestürzung auf dem eben noch so selig lächelnden Antlitz machte sie sich los und wich um ein paar Schritte von ihm zurück. Ein wirkliches Entsetzen war es, das sich in ihren Augen spiegelte, und plötzlich schlug sie beide Hände vor das Gesicht. „O mein Gott," stammelte sie, „was haben wir getan!"

Die hilflose Verzweiflung im Klange dieses Ausrufs machte Georg die ganze Größe seines Verschuldens offenbar. Und seine Handlungsweise erschien ihm im Lichte eines unerhörten Verrats. Gerade weil er sich in diesem Moment mit vollster Klarheit bewußt wurde, daß es Elfriede war, die er liebte, und daß er sich schon

seit Wochen einer verhängnisvollen Selbsttäuschung hingegeben hatte, wenn er an eine Fortdauer seiner Neigung zu Marianne geglaubt — gerade unter dem Eindruck dieser Erkenntnis schien ihm sein Beginnen zwiefach verbrecherisch gegen die eine wie gegen die andere der Schwestern. Er sah keinen Ausweg aus der unseligen Situation, die sein frevelhaftes Selbstvergessen geschaffen, und er fand darum auch nicht gleich eine Antwort auf die schmerzliche Anklage Elfriedes.

Sie aber gewann, sobald sie Herrin über den ersten Schrecken des jäh erwachten Schuldbewußtseins geworden, schneller als er den Mut eines Entschlusses. „Marianne darf niemals etwas davon erfahren," sagte sie leise, indem sie die Hände wieder vom Gesicht heruntersinken ließ, „ich muß fort von hier, so bald als möglich — schon morgen muß ich fort."

„Nimmermehr! Wie dürfte ich das zugeben! Wenn Sie es nicht länger ertragen können, mir zu begegnen, so ist es an mir, Ihnen diese Pein zu ersparen. Die Stellung, die ich vor einigen Wochen ausgeschlagen habe, ist noch immer für mich offen. Und es steht nichts im Wege, daß ich schon an einem der nächsten Tage reise, um den Vertrag abzuschließen. Wenn ich das tue, Elfriede, werden Sie mir dann versprechen, zu bleiben?"

Sie wollte ihm antworten, wollte vielleicht einen Einspruch erheben gegen seine von der Erregung des Augenblicks eingegebene Absicht, aber eine Entdeckung, die sie mit neuer und noch größerer Bestürzung erfüllte, verschloß ihr die Lippen. An derselben Stelle, wo vorhin der junge Arzt aus der grünen Waldesdämmerung hervorgetreten war, stand jetzt Marianne, den klaren Blick unverwandt auf den Verlobten und die Schwester gerichtet. In den Mienen Elfriedes las Georg, daß

sie etwas Unvorhergesehenes in Furcht versetzt haben mußte; er wandte den Kopf, und auch in seinen Zügen mochte sich die Betroffenheit des schlechten Gewissens deutlich genug verraten.

Marianne aber äußerte kein Erstaunen, die beiden hier beieinander zu finden. „Der Vater will dich sprechen, Elfriede," sagte sie anscheinend ruhig, „du mußt sofort mit mir nach Hause kommen."

Die Angeredete hatte nicht den Mut, der Schwester ins Gesicht zu sehen. Mit niedergeschlagenen Augen trat sie auf sie zu. „Ich war ohnedies eben im Begriff, heimzukehren, Marianne," war alles, was sie zu erwidern wußte.

Nun hielt auch Georg sich verpflichtet, etwas zu sagen. „Ich hatte in Niederhainburg zu tun und ging auf dem Rückweg hier vorbei, weil ich euch zu finden hoffte. Du erlaubst doch, liebe Marianne, daß ich mich euch jetzt anschließe?"

Er hatte es hastig herausgestoßen; der Versuch, den Unbefangenen zu spielen, hätte wirklich kaum kläglicher ausfallen können. Aber auch ein besserer Komödiant, als er es seiner ganzen Natur nach sein konnte, wäre wohl zu Schanden geworden vor diesen ernsten, unbestechlichen Augen.

„Ich glaube, es ist besser, wenn wir allein gehen, Georg," antwortete sie ohne alle Härte, doch in einem Tone, der ihm nichtsdestoweniger die Gewißheit gab, daß sie alles erraten habe. „Ich habe einiges mit Elfriede zu besprechen, und das kann nur auf dem Heimwege geschehen. Außerdem befindet sich der Vater in so schlimmer Laune, daß ich dich bitten möchte, heute abend lieber nicht zu uns zu kommen."

Er fühlte, daß sie ihm damit eine Wohltat erweisen wollte, und es war ihm, als müsse sie die Glut der

Beschämung auf seinen Wangen brennen sehen. „Ich weiß nicht," stotterte er, „steht denn die schlechte Laune deines Vaters in irgend einer Beziehung zu mir?"

„Nein — aber ich fürchte, es würde ein unerfreuliches Beisammensein werden für dich wie für uns. Morgen — morgen ist ja hoffentlich alles wieder im gewohnten Geleise."

Sie neigte den Kopf und zog die Schwester rasch mit sich fort. Während der ersten hundert Schritte wurde nichts zwischen ihnen gesprochen. Dann sagte Marianne: „Der Vater ist in großer Aufregung vom Schlosse zurückgekommen. Es ist da etwas geredet worden — ich weiß nicht was — aber ich fürchte, es hat Bezug auf dich."

„Auf mich, Marianne? Warum?"

„Der Vater machte so eigentümliche Andeutungen. Sage mir aufrichtig, Elfriede: Hast du aus der Zeit deiner — deiner sogenannten Künstlerschaft etwas zu verbergen?"

Die Gefragte blieb ihr die Antwort schuldig, aber der rasche Wechsel der Farbe auf ihrem Gesicht ließ sich wohl als eine Bejahung deuten.

Marianne blieb stehen und faßte ihre Hand. „Dann rate ich dir, jetzt nicht nach Hause zu gehen. Du mußt mit reinem Gewissen vor den Vater hintreten können oder du darfst ihm heute überhaupt nicht begegnen. Ich werde dich nach Hohenhainburg begleiten und werde dafür sorgen, daß du diese Nacht bei meiner Freundin im Pastorwitwenhause bleiben kannst. Irgend einen Vorwand, der dem Vater dein Ausbleiben erklärt, werde ich schon ersinnen. Und dann müssen wir darüber nachdenken, was morgen zu tun ist."

Es war nichts als bange Sorge und ehrliche Teilnahme, was aus ihren Worten sprach.

Diesmal aber fügte sich Elfriede ihrem Willen nicht. „Ich danke dir für deine freundliche Absicht, Marianne," sagte sie, „aber ich will mich nicht feige verstecken. Es mag sein, daß ich nach der Meinung des Vaters gefehlt habe, aber so schrecklich war mein Verschulden nicht, daß ich mich fürchten müßte, ihm ins Gesicht zu sehen. Er soll alles wissen. Und dann — dann kann ich ja immer noch gehen."

„Wenn du wirklich den Mut hast, ihm Rede zu stehen, mag es wohl so am besten sein. Aber noch hast du Zeit, dir's zu überlegen. Du weißt, wie heftig der Vater sein kann, wenn der Zorn Herrschaft über ihn gewinnt."

Elfriede schüttelte nur den Kopf, und sie beschleunigte gleichzeitig ihren Schritt, wie wenn ihr daran gelegen sei, daß das Unabwendbare so rasch als möglich geschehe.

Wenige Minuten später stand sie auf der Schwelle von ihres Vaters Schreibzimmer.

„Guten Abend, Vater! Marianne sagt, daß du mich sprechen wolltest."

Die Stirn in die Hand gestützt, hatte der Förster vor seinem alten, wackligen Schreibpult gesessen. Nun drehte er den Kopf und sah sie ein paar Sekunden lang an, als ob seine Augen bis in die verborgensten Tiefen ihrer Seele dringen wollten.

„Komm her!"

Elfriede gehorchte, ohne zu zögern. Sie hatte sich vorgenommen, tapfer zu sein, und sie zuckte denn auch unter dem durchbohrenden Blick des Försters nicht mit den Wimpern, obwohl sie totenblaß war und obwohl ihr das Herz zum Zerspringen klopfte.

„Kennst du einen Menschen namens Königswerth?"

Das war es, was sie gefürchtet hatte. Es hatte ja auch gar nichts anderes sein können. Aber sie war

entschlossen, nichts zu verschweigen, und so erwiderte sie ohne Besinnen: „Ja, Vater, ich kenne ihn."

Mit einem Ruck flog der Stuhl des Försters zurück, und er stand vor seiner Tochter, als wäre seine Riesengestalt plötzlich noch gewachsen. „Also doch! Meine Tochter also war's, die man vor aller Welt beschimpfen durfte! O du — du — —"

Er hatte die geballte Faust erhoben, als wollte er das zierliche Geschöpf mit einem furchtbaren Schlage zerschmettern. Aber daß sie keinen Versuch machte, der drohenden Mißhandlung auszuweichen, lähmte seine Wut.

„Tu mit mir, was du willst, Vater — aber höre mich erst an. Ich habe nichts Sträfliches getan."

Er kehrte sich stumm von ihr ab.

Elfriede fuhr fort: „Ja, ich habe diesen Herrn Königswerth gekannt. Aber ich kannte ihn nicht unter seinem wahren Namen. Denn wenn ich gewußt hätte, daß er der Sohn des reichen Bankiers und der Erbe von Millionen sei, so würde ich ihm so wenig gestattet haben, sich mir zu nähern, wie ich es irgend einem anderen gestattet habe."

„Also du hast es ihm doch gestattet?" fiel der Förster ein, und es zuckte wieder durch seine mächtige Gestalt. „Er hatte ein Recht, wegwerfend von dir zu sprechen, wie man eben von gewissen Theaterdamen spricht?"

„Nein, Vater, und ich halte es auch nicht für möglich, daß er es getan hat."

„Nun, er oder sein Freund, das ist ganz gleich. Aber nur weiter! Vielleicht hast du schon Zeit gehabt, dir ein hübsches Märchen auszudenken."

„Ich sage nichts als die Wahrheit. Gott weiß es, daß ich aus reiner Kunstbegeisterung zum Theater gegangen bin, und weil mein Lehrer mir eingeredet hatte,

daß ich Großes erreichen würde. Aber vom ersten Tage an erfuhr ich nichts als Enttäuschungen. Meine Stimme erwies sich als zu klein, und ich hatte noch lange nicht genug gelernt. Ich versuchte es nachzuholen, aber ich hatte mir dabei wohl zu viel zugemutet. Denn als ich zum ersten Male in einer größeren Rolle auftreten durfte, versagte mein Organ vollständig. Der Direktor sagte mir die häßlichsten Dinge, und die Zeitungen machten es am nächsten Tage noch schlimmer. Von da an durfte ich nur noch im Chor und in ganz kleinen Partien singen, und ich fühlte mich so unglücklich, daß ich schon viel, viel früher zu dir und zu meinem geliebten Walde zurückgekehrt wäre, wenn mich nicht die Scham daran gehindert hätte."

„Aber diese Scham hat dich nicht abgehalten, bei jenem jungen Herrn Trost zu suchen?"

„Nicht auf eine Art, wie du es zu glauben scheinst, Vater. Es mag sein, daß Herr Königswerth sich bemüht hat, die erste Begegnung herbeizuführen, ich aber mußte sie für eine zufällige halten. Er stellte sich mir als unbemittelter Musiker vor, und er schien so uneigennützig, daß ich Vertrauen faßte. Ich war doch auch mutterseelenallein in der fremden Stadt, wo sich der unberühmten Bühnenkünstlerin alle Türen verschlossen. Und er war der erste Mensch, bei dem ich Verständnis und Teilnahme für meine Kümmernisse zu finden glaubte."

Ein kurzes ingrimmiges Lachen des Försters zerschnitt ihr die Rede. „Wie schön du deine Worte zu setzen weißt! Nur weiter! Aber ich rate dir, mach's nicht zu lang für meine Geduld!"

„Es ist nicht mehr viel zu erzählen, Vater. Er sagte mir, daß er mit dem Kapellmeister eines anderen

Theaters befreundet sei, und daß er mir dort vielleicht ein Engagement würde verschaffen können. Unter diesem und anderen Vorwänden wußte er mich zu verschiedenen Zusammenkünften zu bewegen, ohne daß ich je einen Zweifel in die Lauterkeit seiner Absichten gesetzt hätte, bis —"

„Nun, bis —?"

„Bis mir eines Abends die Wahrheit offenbar wurde. Ich mag dir nicht erzählen, wie es geschah, aber ich fühlte mich so tödlich beleidigt, daß ich am liebsten auf der Stelle gestorben wäre. Ein paar Tage lang war ich auch wirklich sehr krank, und als ich mich kräftig genug dazu fühlte, packte ich meine wenigen Habseligkeiten zusammen, um nach Hause zurückzukehren, selbst auf die Gefahr hin, daß du mich wie eine Ausgestoßene von deiner Schwelle weisen würdest. Das ist alles, was ich dir zu bekennen habe."

Es gab ein langes Schweigen. Dann fragte der Förster — und seine Stimme hatte einen eigentümlich dumpfen Klang: „Du hättest dir also nichts vorzuwerfen, Mädchen — versteh mich recht — nichts?"

„Nichts als das, was ich dir gestanden habe, Vater."

„Wohl, so werden wir beide unsere Genugtuung haben — du und ich. Es soll keiner ungestraft meinen ehrlichen Namen durch den Staub schleifen. Das Bürschchen da drüben im Schlosse soll morgen erfahren, daß du einen Vater hast. Geh jetzt, laß mich allein!"

Aber sie zögerte zu gehorchen. „Um Gottes willen, was hast du vor? Es war ja nach den Begriffen seiner Gesellschaftskreise kaum etwas Schlimmes, was er getan. Und das alles ist doch nun auch längst vorüber."

„Nicht für mich. Willst du mich etwa belehren,

was ich zu tun habe, wenn ein Bube meinen ehrlichen Namen beschimpft?"

„Nein, Vater, ich will dich nicht belehren. Aber deine Worte machen mir bange. Ich würde vor Angst vergehen, wenn du mir nicht sagen wolltest, was du vorhast. Welche Genugtuung könnte er dir denn geben?"

„Die einzige, von der hier die Rede sein kann. Er wird dich heiraten."

Ganz entgeistert starrte ihn Elfriede an. „Nein, das ist dein Ernst nicht. Ich könnte ja seine Frau gar nicht werden."

„Du könntest nicht? Und weshalb nicht?"

„Weil ich ihn nicht liebe. Weil ich ihn nie geliebt habe."

„Das mag schlimm sein für dich, aber es ändert nichts an der Sache. Ich will nicht für den ganzen Rest meines Lebens herumlaufen mit dem Schandfleck auf meinem Namen."

„Und du kannst es für möglich halten, daß er tun würde, was du verlangst? Er würde es als eine ungeheuerliche Zumutung ansehen, würde dich vielleicht verhöhnen —"

„Mich verhöhnen —?" Bernhard Luthmer reckte seinen rechten Arm aus, daß die Muskeln den Ärmel der Joppe sprengen zu wollen schienen. „Sehe ich aus wie einer, den man verhöhnt? Er soll's versuchen, der Bursche! So oder so — ich sage dir, wir werden unsere Genugtuung haben."

„Vater — barmherziger Gott, es wird ein Unglück geschehen, wenn du mit ihm redest. Auf meinen Knieen bitte ich dich, gib diesen Gedanken auf."

Die drohenden Falten auf der Stirn des Försters wurden noch tiefer. „Steh auf!" befahl er rauh. „Wir sind hier nicht auf dem Theater. Und nun geh.

Wozu noch viel Geschwätz über Dinge, an denen doch nichts mehr zu ändern ist!“

„Vater —“ wollte Elfriede in der verzweifelten Angst ihres Herzens noch einmal beginnen.

Aber er schlug mit der Faust auf die Platte des Schreibpultes, daß das alte Möbel in allen Fugen krachte. „Geh, sage ich. Und ich sage es zum letzten Male.“

Da wußte sie, daß es keine Hoffnung mehr gab, seinen Sinn zu ändern. Sie erhob sich und ging wankenden Schrittes hinaus.

In dem Augenblick, als die Tür des Schreibzimmers hinter ihr zufiel, fühlte sie eine Hand auf ihrer Schulter.

„Komm hinauf ins Schlafzimmer. Und gebärde dich nicht so verzweifelt. Wenn du dem Manne keine Rechte an dich eingeräumt hast, sollst du ihn auch nicht heiraten.“

Die Worte der Schwester, so seltsam tonlos sie klingen mochten, waren für Elfriede in diesem Augenblick eine himmlische Musik. Sie vergaß, was sie heute an Marianne gesündigt, und warf sich wie ein hilfesuchendes Kind an ihre Brust. „Steh mir bei,“ flehte sie, „laß es nicht geschehen, daß der Vater mit ihm redet. Denn wie es auch enden würde, ich könnte es nicht überleben.“

Marianne machte sich aus ihrer Umarmung los und ergriff ihre Hand. „Komm!“

6.

Georg Arnhold saß am Abend dieses Tages in der düstersten Stimmung, unter der er wohl je in seinem Leben gelitten, am Schreibtisch, als ein hastiges Pochen die Kette seiner unerfreulichen Gedanken zerriß.

In der Meinung, daß man ihn zu einem Kranken

rufen wollte, wandte er ohne Neugier den Kopf. Aber mit einer aus Überraschung und Schrecken gemischten Empfindung sprang er im nächsten Augenblick empor.

„Marianne! — Um des Himmels willen, was ist geschehen?"

Es war das erste Mal, daß sie ihn in seiner Wohnung aufsuchte; und daß es zu solcher Stunde geschah, mußte wohl die schlimmsten Befürchtungen in ihm wachrufen. Auch sah er beim Scheine der Studierlampe, in deren Lichtkreis sie jetzt getreten war, eine wie tiefe Blässe ihre sonst so frischen Wangen überzog.

Aber sie machte eine verneinende Kopfbewegung, die dazu bestimmt schien, ihn zu beruhigen. Und ohne die Hand zu ergreifen, die er ihr halb mechanisch entgegengestreckt hatte, sagte sie: „Es war meine Absicht, erst morgen mit dir zu sprechen. Aber es haben sich Dinge ereignet, die solchen Aufschub unmöglich machen. Du mußt deine Angelegenheit mit Elfriede schon morgen in aller Frühe ins reine bringen, wenn du es redlich mit ihr meinst, und wenn ein großes Unglück verhütet werden soll."

„Meine Angelegenheit mit Elfriede?" fragte er in der fassungslosen Bestürzung des Schuldbewußtseins. „Sie hat dir also gesagt — —?"

„Sie hätte mir nichts zu sagen brauchen nach dem, was ich während der letzten Wochen gesehen hatte, und nach dem, was ich heute im Walde beobachtet. Da gab es kein Leugnen mehr. Und sie hat es auch nicht versucht. Ich weiß, daß ihr euch liebt. Daran ist nichts mehr zu ändern."

„Marianne!" schrie er auf. „Hab Erbarmen mit mir. Sprich nicht davon wie von etwas ganz Natürlichem. Ich will deine härtesten Vorwürfe tausendmal

lieber ertragen als diese Gelassenheit, die mich vor mir selbst noch verächtlicher macht."

Aber sie veränderte ihre ruhige Haltung nicht. „Du weißt, daß ich keine Freundin von dramatischen Szenen bin. Und was wäre denn auch damit gewonnen? Die Tatsache schaffen wir mit Klagen und Vorwürfen nicht mehr aus der Welt. Und verachten müßtest du dich nur, wenn du dich weigern wolltest, jetzt wie ein rechtschaffener Mann zu handeln."

„Ich verstehe dich nicht, Marianne. Was soll ich denn tun?"

„Du mußt morgen früh mit meinem Vater sprechen und bei ihm um Elfriede anhalten."

„Ich sollte — nein, das ist nicht im Ernst deine Meinung. Du willst mich nur auf die Probe stellen. Was du da forderst, ist ja ganz unmöglich."

„Es ist der einzige Weg, den du gehen darfst. Und ich hoffe, du wärest auch ohne meine Aufforderung zu diesem Entschluß gekommen. Oder wäre es deine Absicht gewesen, meine Schwester unglücklich zu machen?"

„Aber es handelt sich hier doch nicht um sie und um mich, sondern vor allem um dich, Marianne. Du hast ein Recht darauf, daß ich mein Gelöbnis erfülle. Und wenn du dich entschließen kannst, mir zu verzeihen —"

„Wofür hältst du mich, Georg?" unterbrach sie ihn mit einer Würde, die ihm das Mädchen in einem ganz neuen Lichte zeigte. „Konntest du wirklich glauben, daß ich das Weib eines Mannes werden würde, dessen Liebe einer anderen gehört? Nein, ob du meine Schwester heiratest oder nicht, zwischen uns ist es für immer zu Ende."

„Ich habe es nicht anders verdient, und ich muß mich deinem Willen fügen. Aber das, was du forderst,

ist trotzdem unmöglich. Elfriede und ich können uns unser Glück nicht aufbauen auf den Trümmern des deinigen. Und sie würde es auch gar nicht annehmen. Schon heute nachmittag war sie entschlossen, von hier fortzugehen. Aber da ich hoffe, daß du großmütig genug sein wirst, sie an deiner Seite zu dulden, werde ich statt ihrer den Ort verlassen. Es wird dem Grafen nicht schwer fallen, einen anderen Arzt zu finden."

„Du hast noch nicht alles gehört, was ich dir zu sagen habe. Hätten wir es hier mit nichts anderem zu tun als mit eurer Liebe, so könnte ich dir vielleicht überlassen, zu tun, was du für gut hältst. Aber es gilt nicht so sehr, Elfriede glücklich zu machen, als zu verhüten, daß wir alle unglücklich werden. Höre zu, was ich dir zu sagen habe."

Und sie erzählte ihm alles, was sich an diesem verhängnisvollen Tage im Schlosse und im Försterhause zugetragen hatte.

„Wenn wir es geschehen lassen, daß der Vater morgen jenen Königswerth aufsucht," endete sie ihren Bericht, „so ist nach meiner festen Überzeugung irgend eine Katastrophe zu fürchten. Mein Vater sieht die Welt eben mit ganz anderen Augen an als ein vornehmer junger Herr dieses Schlages. Ihm scheint es ganz selbstverständlich, daß seine und Elfriedes beleidigte Ehre durch eine Heirat wiederhergestellt werden müsse. Und wie ich ihn kenne, bin ich sicher, daß eine Weigerung oder vielleicht gar ein spöttisches Wort ihn bis zum sinnlosen Jähzorn reizen würde. Seine Ehre und sein rechtschaffener Name gehen ihm über alles. Er würde selbst vor dem Furchtbarsten nicht zurückschrecken, wenn er der Meinung wäre, daß ein Schimpf sich auf andere Weise nicht abwaschen ließe."

Auch Georg kannte den Förster hinlänglich, um zu

wissen, daß Mariannes Befürchtungen keine übertriebenen waren. Ihre Mitteilungen hatten einen Sturm leidenschaftlicher Empfindungen in ihm hervorgerufen. Wenn er sich noch soeben stark genug geglaubt hatte, um Mariannes willen auf den Besitz des geliebten Mädchens zu verzichten, so wurde er jetzt inne, daß es ihn in unermeßliche Verzweiflung stürzen würde, sie als das Weib eines anderen zu wissen. Eine leidenschaftliche Wut gegen jenen unbekannten Nebenbuhler, der es gewagt hatte, die unsauberen Hände nach seinem Kleinod auszustrecken, ließ ihn mit der Selbstsucht des Verliebten vergessen, daß die, zu der er sprach, noch vor wenig Stunden seine verlobte Braut gewesen war.

„Du hast recht, Marianne,“ sagte er, während er mit starken Schritten auf und nieder ging, „diese Unterredung darf nicht stattfinden, sie muß verhindert werden um jeden Preis. Aber bist du denn auch sicher, daß dein Vater diesen Ausweg gutheißen, daß er seine beleidigte Ehre gesühnt glauben würde, wenn ich ihn um die Hand Elfriedes bäte?“

Um die Lippen der Gefragten zuckte es wie in mühsam verhaltenem Schmerz. Aber Georg Arnhold sah es nicht.

„Er wird natürlich sehr überrascht sein,“ sagte sie, „und er wird sich vielleicht nicht gleich im ersten Augenblick damit einverstanden erklären. Aber ich hoffe, daß es mir gelingen wird, seine Einwilligung zu erhalten.“

Da erst kam ihm wieder zum Bewußtsein, wie groß das Opfer war, das dies Mädchen dem Glück ihrer Schwester und dem Frieden ihres Hauses bringen wollte. Er schämte sich seines brutalen Egoismus, und sein Entschluß kam wieder ins Wanken. „Du?“ sagte er zaudernd. „Ja, wolltest du etwa selbst mit deinem Vater reden?“

„Ich glaube, daß es am besten ist, wenn er es aus meinem Munde erfährt, und zwar heute noch. Denn wenn deine Erklärung ihn unvorbereitet fände, wer weiß, welche Aufnahme er ihr bereiten würde! Ich mußte mich nur eben mit dir ins Einvernehmen setzen, ehe ich mit ihm sprach."

Mit gesenktem Haupte stand er vor ihr. Es war ihm, als könne er die Last der Dankbarkeit nicht tragen, die ihre heldenhafte Selbstlosigkeit auf seine Schultern legte.

„Marianne — was für ein Wesen bist du! Wie klein und erbärmlich muß ich in deinen Augen sein!"

Sie hatte darauf keine Erwiderung. Offenbar hegte sie jetzt, da der Zweck ihres Besuches erreicht war, den sehnlichen Wunsch, diesen zu enden. „Ich werde dich morgen früh um sieben Uhr auf dem Wege nach dem Försterhause erwarten," sagte sie. „Dann sollst du erfahren, wie der Vater meine Mitteilung aufgenommen hat, und du wirst danach dein Verhalten einrichten können."

Er fragte, ob er sie ein Stück durch den Wald geleiten dürfe, aber sie verbot ihm durch eine abwehrende Handbewegung sogar, bis an die Tür des Zimmers mitzugehen. Fest und aufrecht, wie sie gekommen war, ging sie wieder von dannen, dem schwersten und peinlichsten Teil ihres selbstgewählten Märtyrertums entgegen.

7.

Leise schluchzend lag Elfriede auf dem Sofa im Giebelzimmer, während unten in des Vaters Schreibstube die Entscheidung über ihr Schicksal fiel. Ein paarmal drang die dröhnende Stimme des Försters bis zu ihr herauf, wenn sie auch die Worte nicht verstehen

konnte, die er sprach. Es war kein Zweifel, daß seine erste Äußerung auf Mariannes unerwartete Erklärungen ein heftiger Zornesausbruch gewesen war. Und niemand wußte besser als Elfriede, was es bedeutete, dem Zorn ihres Vaters standzuhalten.

Aber Marianne hielt ihm stand. Sie war entschlossen, ihr Vorhaben durchzuführen, und sie ließ sich nicht einschüchtern. Die Unterredung war lang, und Mitternacht war längst vorüber, als sie ihr Ende erreichte. Elfriede hörte das Zuschlagen einer Tür und dann das Knarren der alten Wendeltreppe unter dem Fuß ihrer Schwester. Sie drückte ihr Gesicht tiefer in die Polster, und ein Zittern der Angst durchschüttelte ihren Körper. Hatte sie doch schon lange aufgehört, eine günstige Lösung dieser schrecklichen Lage zu erhoffen.

Da legte eine Hand sich fest auf ihren Arm, und sie hörte Mariannes Stimme: „Lege dich schlafen, Elfriede! Es ist alles in Ordnung. Der Vater willigt ein, und er wird von jenem anderen keine Rechenschaft mehr fordern.“

Das junge Mädchen richtete sich auf. Mit einem scheuen Blick nur wagte sie das Gesicht der Schwester zu streifen. „Ist es wahr? — Und du, Marianne — und du? O mein Gott, es ist ja so schlecht, daß ich dieses Opfer von dir annehmen will. Wie mußt du mich jetzt hassen!“

Marianne neigte sich über sie herab, und leise wie ein Hauch streiften ihre Lippen die Stirn der Schwester. „Nein, Elfriede, ich hasse dich nicht. Denn ich weiß ja, daß du nicht schuld bist an alledem. Es ist gekommen, wie es kommen mußte, seitdem er dich gesehen. Ihr paßt wohl besser zueinander, als ich zu ihm gepaßt hätte. Und es wäre jedenfalls viel schlimmer gewesen,

wenn die Enttäuschung erst gekommen wäre, nachdem es zu spät war."

„Aber daß du es so ansehen kannst, Marianne! Du hast ihn doch auch lieb?"

„Ja. Und weil ich ihn lieb habe, gebe ich ihn frei. Denn ich weiß jetzt, daß er sich in mir geirrt, daß er in mir etwas ganz anderes gesehen hatte, als ich ihm hätte sein können. Ich wäre ihm wohl immer nur eine brave, nüchterne Hausfrau gewesen, du aber wirst die Poesie und den Sonnenschein in sein Leben bringen, nach denen seine Seele verlangt."

Elfriede drückte das Gesicht in die Falten ihres Kleides und schluchzte: „O, wie könnte ich jemals froh werden mit dem Gedanken, daß ich dich um dein Glück bestohlen habe!"

„Ich sage dir doch, daß ich es nicht so ansehe. Auch ohne das, was heute im Walde geschehen ist, hätte es wohl so kommen müssen. Und nun wollen wir vorerst nicht weiter darüber reden. Ich möchte noch ein wenig ins Freie hinaus. Und du begibst dich unterdessen zur Ruhe. Wenn jedes von uns rechtschaffen seine Pflicht tut, kommen wir schon wieder in das rechte Geleise."

Und wie vorhin Georg keinen Widerspruch gegen ihre Anordnungen gewagt hatte, so fügte sich jetzt auch Elfriede ihrem Willen. Beklommen lauschte sie, während sie sich entkleidete, auf das schwache Geräusch der vorsichtigen Tritte auf der Stiege, und verstohlen spähte sie zwischen den zusammengezogenen Fenstervorhängen hinaus, bis die Gestalt der Schwester zwischen den ersten Stämmen des nachtdunklen Waldes ihren Blicken entschwand. Der letzte Gedanke, mit dem sie entschlummerte, war ein Gelöbnis, der Schwester durch ein ganzes Leben voll demütiger Liebe zu vergelten, was sie an ihr getan.

Marianne aber hatte der Einsamkeit und der schweigsamen Stille des heimatlichen Waldes bedurft. Denn auch sie war mit ihrer Kraft zu Ende, und das arme gepeinigte Herz, das sie so lange mit schier übermenschlicher Anstrengung des Willens gemeistert, forderte seine Rechte.

Als sie weit genug vom Försterhause entfernt war, um keine Überraschung mehr fürchten zu müssen, sank sie am Wegrande auf das weiche Moos nieder und ließ den Tränen, mit denen sie ihr Lebensglück begrub, freien Lauf. Für sie gab es niemand, bei dem sie hätte Trost suchen können. Sie hatte keinen Freund und Vertrauten als den Wald, der seit den Tagen ihrer Kindheit ein Zeuge ihrer Freuden und Leiden gewesen.

Aber der Wald, der so tot und schweigsam ist für die, die seine Sprache nicht verstehen, ist ein wunderbarer Tröster für alle jene, denen sich einmal sein geheimnisvoller Zauber erschlossen. Leise flüsternd rauschten seine Wipfel über dem armen weinenden Menschenkinde, und sein würziger Odem kühlte schmeichelnd ihre tränennassen Wangen. Wohl verging eine lange Zeit, ehe seine linden Tröstungen Macht gewannen über ihre zuckende Seele. Aber als sich Marianne endlich wieder erhob, hatte sich der Sturm in ihrem Herzen gesänftigt. Ihre Tränen waren versiegt, und sie konnte ihre Schritte heimwärts lenken in der Gewißheit, daß ihr der Mut nicht fehlen würde, ihren freudlosen Weg ohne hadernde Verzweiflung und ohne bitteren Groll gegen die Glücklichen zu gehen.

— — — — — — — — — — — —

Fast an der nämlichen Stelle, wo sie gelegen, standen am sonnigen Vormittag des nächsten Tages Georg Arnhold und Elfriede Hand in Hand, um einander Lebewohl zu sagen, da sie ihn auf seiner Heimkehr aus

der Försterei nicht weiter als bis hierher hatte begleiten wollen.

Die große Wendung in ihrem Geschick hatte sich heute ohne alle neuen Stürme und heftigen Auseinandersetzungen vollzogen. Wohl war der Förster seinem künftigen Schwiegersohn heute ganz anders als sonst entgegengetreten; ernst und gemessen, ohne die joviale Herzlichkeit, die sonst seinem Benehmen gegen den jungen Arzt das Gepräge gegeben. Aber er hatte ihm keine Vorwürfe gemacht und ihm nicht Zeit zu langatmigen Erklärungen gelassen. Mit wenig knappen Worten hatte er alles abgetan.

„Da Marianne damit einverstanden ist, mag es geschehen. Aber ohne langen Brautstand und ohne viel zärtliches Gegirre hier im Forsthaus. Bis zur Hochzeit wirst du dich so selten als möglich hier blicken lassen — du verstehst wohl warum. Marianne sagt zwar, daß sie nichts gegen deine Besuche einzuwenden hätte, aber du sollst es ihr nicht noch schwerer machen. Ich meine, es wäre übergenug an dem, was sie für euch getan." —

Und nun, da all das Peinliche und Bedrückende hinter ihnen lag, nun feierten die beiden hier unter den Wipfeln gewissermaßen ihre Verlobung. Aber sie taten es nur in der Stille des Herzens und ohne die überschäumende Fröhlichkeit der beglückten Liebe. Schweigend standen sie Hand in Hand. Georg Arnhold blickte ernst, und an Elfriedes Wimpern zitterten Tränen. Daß sie sie mit dem Herzeleid eines anderen hochsinnigen Wesens hatten erkaufen müssen, warf einen zu schweren Schatten auf ihre junge Seligkeit. Und es war ihnen, als würden sie nimmer ohne einen herben Beigeschmack ihre Wonne auskosten können.

Die alten Baumwipfel zu ihren Häuptern aber

hätten sie eines Besseren belehren können. Sie, die unter ihrem Schatten in jedem neuen Lenz die zauberkräftige Allgewalt der Liebe vieltausendfältig ihre Wunder verrichten sahen, sie mochten es wohl wissen, wie alles Irdische in eitel Nichts versinkt, wenn jene heiligen Flammen emporlodern, die zwei lebendige Wesen in eines zusammenschmelzen.





Hindelang und Hinterstein.

Ein Streifzug ins Algäu. Von Hans Scharwerker.



Mit 9 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Wenn man auf der Station Immenstadt der Bahnlinie München—Lindau den Zug verläßt, so schaut man gerade hinein in das südwärts sich weit öffnende Tal der Iller, deren Quellbäche und Nebenflüsse in den hintersten Gründen der herrlichen Algäuer Alpen ihren Ursprung haben. Ein großartiges Panorama von Bergspitzen tut sich vor den bewundernden Augen des Reisenden auf. Als Eckpfeiler des weiten Taleinganges steigt links der Grünten empor, ein berühmter Aussichtsberg für bequeme Wanderer, rechts der ihm kaum nachstehende Stuiben und ferner das Geishorn, der Daumen, ganz im Hintergrunde die bekannte Mädelegabel (2649 Meter) mit ihren drei Felsgipfeln.

Unter den Algäuer Alpen wird jener Teil der nördlichen Kalkalpen verstanden, der im Süden durch das Hochplateau des Tannbergs, im Norden durch die bayerisch-schwäbische Hochebene, im Osten durch den Lech begrenzt ist, während im Westen ein nicht sichtbar hervortretender Übergang in den Bregenzer Wald stattfindet. Die Grenze ist dort eine rein politische. Ein

wohlausgeprägter, vielfach verzweigter Hauptgrat bildet die Wasserscheide zwischen Iller und Lech. Auf ihm



Hindelang.

erheben sich die Hauptgipfel des Gebietes: Widderstein, Biberkopf, Hohes Licht, Mädelegabel, Krottenkopf, Hochvogel und Geishorn, und der Bergkletterer findet

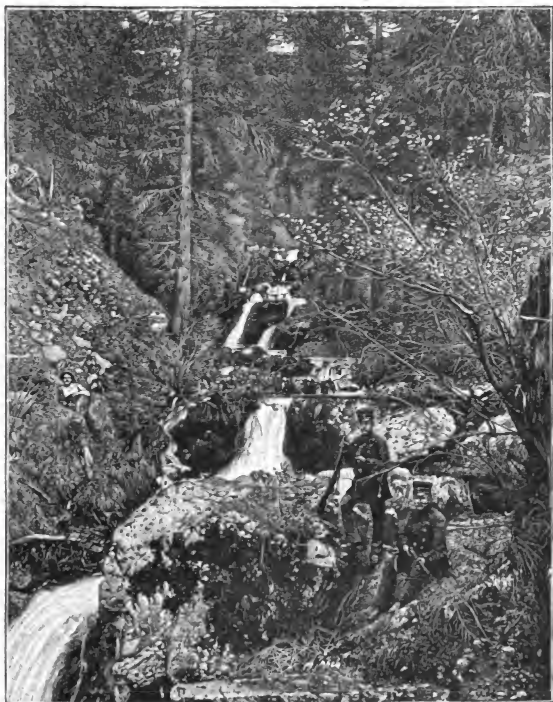
da für die Übung seiner Kräfte und seines Wagemutes die lohnendsten Aufgaben. In den Tälern aber gibt es eine Anzahl Sommerfrischen, die besonders im letzten Jahrzehnt einen gewaltigen Aufschwung genommen



Wald- und Almgebiet oberhalb Hindelangs.

haben und bereits mit den besuchtesten Stätten der weiter westlich liegenden bayerischen Alpengebiete, Garmisch und Partenkirchen, zu wetteifern beginnen. Wenigstens gilt dies für Oberstdorf, wohin uns von Immenstadt eine Zweigbahn befördert, die uns bis ins Herz

des bayerischen Algäus trägt. Oberstdorf ist infolge seiner prächtigen Lage, seiner wirklichen Vorzüge und nicht zum wenigsten seiner leichten Erreichbarkeit all-



Hölle bei Hindelang.

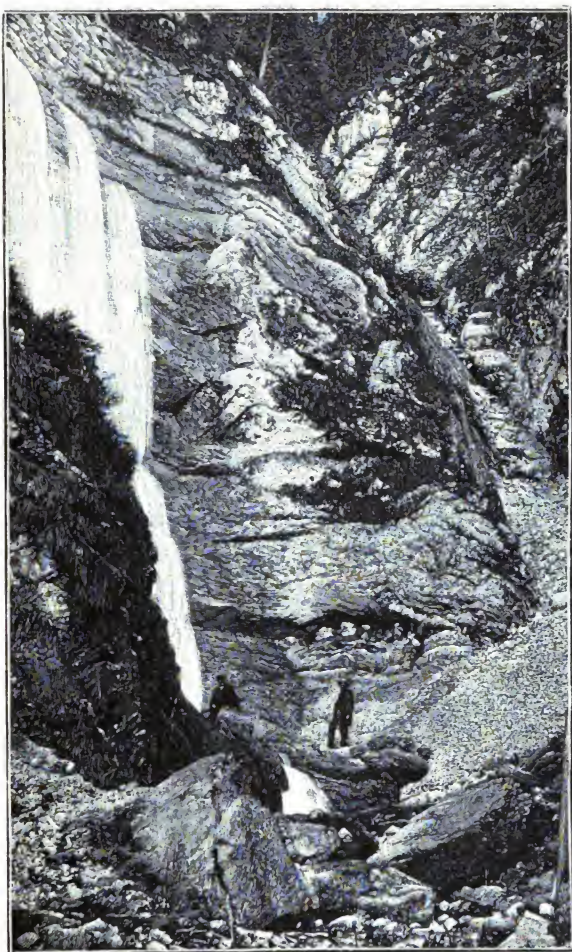
sommerlich von Fremden überfüllt, die von dort bequeme Spaziergänge und Ausflüge in die Seitentäler machen und bis Einödsbach, die südlichste bewohnte Stätte des Deutschen Reiches, vordringen können.

Uns lockt es aber heute nicht dorthin. Wir fahren nur bis Sonthofen, denn wir wollen nicht dem Laufe der Iller aufwärts folgen, sondern dem ihres rechten Nebenflusses, der Ostrach, die bei Sonthofen einmündet. Diese



Oberdorf bei Hindelang.

Wanderung führt uns auf weniger bekannte und belebte Pfade, zu bescheideneren Sommerfrischen und Raststätten, die gleichwohl eine Fülle von Naturschönheiten und großartigen Ansichten bieten — die Gebirgsdörfer Hindelang und Hinterstein. Noch nicht lange ist es her, daß sie von den Malern „entdeckt“ wurden, aber bereits ist diesen „Pionieren“ eine alljährlich wachsende Anzahl von Sommerfrischlern und Erholungsuchenden gefolgt.



Schleierfall des Ellesbaches bei Oberdorf.

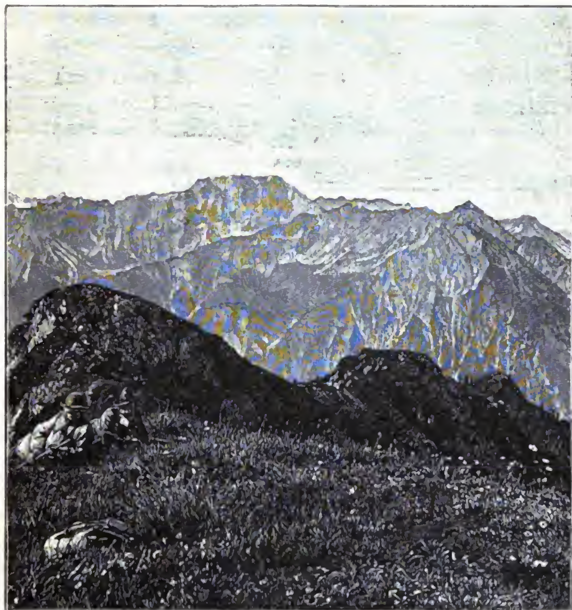
Hindelang und Hinterstein gehören zu den Orten mit lebhaft aufsteigender Fremdenbewegung, und wenn auch die Mehrzahl der Besucher noch aus Süddeutschland, besonders aus Schwaben, stammt, so fehlt es doch auch nicht an Leuten, die aus dem fernen Norddeutschland herbeieilen, um dort in Wald- und Bergeinsamkeit ein paar Wochen Ruhe und Erquickung nach den Anstrengungen des Stadt- und Berufslebens zu suchen.

Von Sonthofen, einem stattlichen Marktflecken im breiten Illertal, geht es ostwärts der rauschenden Ostrach entgegen auf breiter Landstraße Hindelang zu. Links und rechts saftige, grüne Wiesen, auf denen Kühe grasen, fruchtbare Felder und schmucke Bauernhöfe. Auch eine Burgruine, der Fluhenstein, schaut als Erinnerungszeichen vergangener Zeit aus dichtem Tannenwald trotzig ins Tal hinab. Als Gegenstück dazu sind die Zementwerke und Webereien zu betrachten, denen das schnell fließende Wasser der Ostrach billige Kraft liefert, und die das Wahrzeichen der Gegenwart bilden. Denn die Industrie ist es, die einem großen Teil der Bewohner dieses Tales ermöglicht, ihren Lebensunterhalt daheim zu erwerben und auf der Väter Scholle zu bleiben, die sie allein nicht mehr ausreichend nährt, und die sie sonst verlassen müßten, um in die Ferne zu wandern.

Ganz allmählich, kaum merkbar ansteigend, gelangt man in anderthalb bis zwei Stunden nach Hindelang, einem hübschen, am Hang des Hirschbergs malerisch hingelagerten Flecken mit dem echten Charakter des Gebirgsdorfes. Die meisten Häuser, die nicht an der Landstraße liegen, sind von Grün umgeben, die neueren weiß getüncht, die älteren aus Holz, das Zeit und Wetter braun gebeizt haben. An den Fenstern oder auf dem Söller stehen weißblühende Geranien und

Fuchsien, Nelken und Hortensien und geben den Gebäuden ein anheimelndes, lebenswarmes Aussehen.

„Hindelang,“ sagt der bekannte Schilderer des deutschen Alpengebietes A. Achleitner, „bietet an Natur-



Auf dem Eiseler.

schönheiten viel. Die lauschigen Plätze im rauschenden Hochwalde laden zum Träumen auf schwellendem Moospolster ein; brausende Wasserfälle überspringen voll wilder Wanderlust die Felsenmauern und stürzen tosend zu Tale. Steigt der Wanderer höher, so umfängt ihn auf freier Bergeshöhe der Reiz des fröhlichen

Almenlebens, das auch den Städter auftauen und jauchzen läßt in frohem Lebensmut, den trunkenen Blick auf die Majestät des Hochgebirgs gerichtet. Da bauen sich in den abenteuerlichsten Formen die Berge auf, drüben der gewaltige Eiseler, der Beherrscher des Ostrachtales, der Hochberg, der Burgschrofen, das Imberger Horn und am Schluß des Tales die verschneiten Höhen des Hintersteiner Tales. Schier für jeden Tag bietet sich dem Hindelanger Sommerfrischler, wenn ihm Jupiter Pluvius keinen Strich durch die Rechnung macht, die Gelegenheit zu einem anderen Ausflug in die Bergwelt, und überklettert er das Joch, so ist er mit wenigen Schritten auf tirolischem Boden."

Wir folgen nicht der Straße nach Osten über den Hochberg ins österreichische Gebiet, sondern gehen hinüber nach Oberdorf mit seinem Schwefelbad, das früher einfach das „Bädle" genannt wurde, sich jetzt aber, dem pompösen Stil der Gegenwart entsprechend, stolz Prinz Luitpold-Bad nennt. Man braucht aber nicht zu fürchten, hier fürstliche Unterkunft und amerikanische Hotelpreise zu finden. Wer ein Bad sucht, das einfach und billig ist und noch ganz ländlichen Charakter trägt, dabei aber doch heilkräftig ist, der wird sich in Oberdorf sehr wohl befinden. Eine Viertelstunde südlich vom Bad befindet sich der Schleierfall des Ellesbaches in malerischer Schlucht, zu dem man täglich mit immer neuem Vergnügen hinpilgern und sich an den stäubenden Wassern, den Felsenwänden und der wonnigen Kühle ergötzen kann.

Von Oberdorf besteigt man auch den 1881 Meter hohen Eiseler in zweieinhalb bis drei Stunden. Die Tour ist ohne jede Gefahr, leicht und äußerst lohnend. Von seinem rasenbewachsenen Gipfel hat man eine herrliche Rundsicht auf die ringsum aufragende Bergwelt



Hinterstein und die Ostrach.

und hinab in grünende Täler und auf freundliche Wohnstätten. Für die rüstigeren Sommerfrischler und Kurgäste von Hindelang und Oberdorf ist der Eiseler daher eines der beliebtesten Ausflugsziele.

Bei Oberdorf, zwischen Eiseler und Imberger Horn, öffnet sich das enge Hintersteiner Tal, in das der Weg, dem rechten Ufer der Ostrach folgend, emporführt. Scheinbar ist es durch einen Querriegel völlig geschlossen, aber die Fahrstraße windet sich, immer ansteigend, um den Abschlußriegel herum, und nachdem wir die Höhe gewonnen haben, tut sich plötzlich eine neue Welt vor uns auf. Hinter uns liegen die lachenden, fruchtbaren Gefilde um Hindelang. Ernst und einsam ist der Charakter des Hintersteiner Tales. Rechts und links eng eingeschlossen von starren Felskolossen, liegt es schweigsam und gleichsam weltverlassen da. Unterbräche nicht der Schaumsturz manches Bergbaches, der im malerischen Fall seitwärts zur Ostrach niedertost, mit seinem Brausen die Stille, man würde auf weite Strecken keinen Laut vernehmen.

Rechts mündet bei dem Weiler Bruck das Retterschwangtal, ein Hochgebirgstal, das nur der Senne oder der Bergsteiger begeht. Dann führt die Straße immer dem Bach entlang fort, bis man nach einer kleinen Stunde die ersten Häuser des weit zerstreuten Dorfes Hinterstein erreicht. Es ist von Bergen rings umschlossen — steil steigen im Osten Geishorn, Rauhhorn, Kugelhorn und Falken, westlich Daumen und Breitenberg empor.

Hier gibt es noch recht idyllisches, von allen modernen Kulturerrungenschaften unberührtes Sommerfrischenleben. Da neuerdings auch für gute Unterkunft gesorgt ist, so ist es kein Wunder, daß sich immer mehr Fremde in dies entlegene Tal ziehen. Dort kann man

wirklich Ruhe finden, aber keine Zerstreuung. Wer sich nicht an Spaziergängen und Ausflügen auf Berg



Wasserfall im Hintersteiner Tal.

und Matten, an dem Blick auf eine großartige Umgebung, an dem Rauschen des schnell dahineilenden Baches, an dem Geläute der Kuhglocken und der Pracht

der Alpenblumen genügen lassen kann, der bleibe lieber fort.

Manchmal kann man auch Gemsen sehen, denn hier ist ein gutes Jagdrevier, und der Prinzregent Luitpold von Bayern hat sich in Hinterstein ein bescheidenes Jagdhaus gebaut, das ihm während der Jagdzeit Unterstand gewährt. Freilich muß man ein gutes Stück höher steigen, wenn man die scheuen Gemsen erblicken will, denn ins Tal hinab wagen sie sich nicht. Aber steigen muß man in Hinterstein überhaupt immer, sobald man das Haus verläßt, es sei denn, daß man es vorzieht, auf der Straße nach Oberdorf entlang zu wandeln. Weiter talaufwärts kommt man an den Auleswänden vorbei und durch Wald zur Eisenbreche, einer großartigen Klamm der Ostrach, und noch weiterhin ist die Welt durch hohe Berge abgeschlossen. Wer hier nicht umkehren will, muß einen der mühsamen Übergänge nach Oberstdorf machen, die allerdings im höchsten Grade lohnend und völlig ungefährlich sind. Leute, die sich schon etwas mehr zutrauen können, ohne deshalb zünftige Bergsteiger zu sein, gehen über den Zeiger zum Nebelhorn (2224 Meter), einem berühmten Aussichtsberg, auf den Daumen (2280 Meter) oder auf das Geishorn (2249 Meter). Der König des Hintersteiner Tales jedoch ist der Hochvogel (2592 Meter), der schon größere Ausdauer und ziemlich bergsteigerische Gewandtheit verlangt, dafür aber als einer der großartigsten und schönsten Algäuer Hochgipfel durch eine herrliche Aussicht entschädigt.

Nur kurz — nur etwa 80 Tage im Jahr — währt das sommerliche Leben und Treiben in Hinterstein. Das Klima ist gar rauh, und die Sommergäste wollen schön Wetter haben. Erst Anfang Juli kommen sie allmählich herbei, und sobald die Septemberregen

einzusetzen beginnen und mit ihnen Nebel und Kälte, flüchten die letzten sich hinab ins Flachland. Dann herrscht wieder tiefe Einsamkeit im Tale, und wenn gar

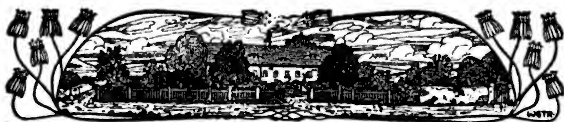


Vor dem Wirtshaus in Hinterstein.

der lange, harte Winter mit seinen Schneemassen alles zudeckt und die Gebirgswege ungangbar macht, ist es da oben fast so verlassen wie in Grönland. Nur der Briefbote hält dann den Zusammenhang mit der Zivili-

sation noch aufrecht. Aber der Fremde, der dort einige schöne Wochen verlebte, oder der Bergsteiger, dem Hinterstein während seiner Wanderungen ein angenehmes Standquartier war, denkt mit Freude an die dortige Sommerherrlichkeit zurück und rüstet sich bei Beginn der Ferien gern wieder zur Fahrt in jenes schöne und verhältnismäßig noch wenig bekannte Gebiet des Algäu.





Für die Katze.

Humoreske von H. Abt.



Ob er sie wohl wirklich liebte? Ob er sie wirklich so liebte, wie sie geliebt zu werden verdiente, sie mit ihren saphirblauen Augen und dem Goldgespinst ihres Haargelocks?

Saphirblau und Gold — ja, so war auch er gewesen — er, der Herrlichste von allen, dieses Wunderwerk, von Feenhänden geschaffen, dieser Dichtertraum eines gottbegnadeten Modistenhirns. Bei Madame Josephine im Schaufenster hatte er gestanden, hoch über der gemeinen Menge der Toques und Capottes thronend.

Und sie hatte davorgestanden, ganz in Andacht versunken, und hatte dann mit einem zärtlich süßen Schmachten, das Steine erweichen mußte, den Gatten an ihrer Seite angelächelt.

„Der, Kurt — ach, wie mir der stehen müßte!"

Und der Angelächelte? Die Schultern hatte er kurzweg gezuckt, ihren Arm unter den seinen gezogen: „Komm weiter, Käthe!"

Aber sie war stehen geblieben und hatte mit ihrem allerliebsten Kindergesicht gefragt: „Was der wohl kosten mag, Kurtelchen?"

„Jedenfalls das Vierfache vom wirklichen Wert," hatte „Kurtelchen" geknurrt. „Komm, komm!"

„Aber nein — so arg teuer ist Madame Josephine gar nicht," hatte sie ihn widerlegt. „Soll ich mal fragen, Schatzel, was er kostet, grad bloß mal fragen?"

Und ohne des Gatten Zustimmung abzuwarten, war sie in den Laden gehuscht, aus dem sie alsbald mit strahlendem Gesichtchen wieder heraustrat.

„Denk nur, Kurt — bloß sechzig Mark! Der Reiher allein ist seine dreißig wert."

„So — na das freut mich für den Reiher. Und nun vorwärts, Käthe!"

Jetzt war sie mit ihm weitergegangen, denn diesen Ton kannte sie, der war bei aller Ruhe wie ein dicker, dicker Schlußstrich. Ganz still, gesenkten Hauptes ging sie an seiner Seite.

Da sagte er lachend: „Kleines Schaf — du."

Sie wandte langsam das Gesicht zu ihm empor. Er sah, was er ihr angetan. Auf dem Saphirgrunde ihrer Augen schimmerten zwei Tränenperlen.

Er jedoch — ärgerlich war er geworden.

„Na, hör' mal, das geht denn doch über die Hutschnur. Wie ein Kind nach jedem Firlefanz die Hände strecken und losweinen, wenn's ihn nicht kriegen soll! — Guck in die Zeitung — diese Not überall, diese Tausende von hungernden Arbeitslosen! Und du — wenn du so an dir heruntersiehst — vor seinem Gewissen kann man's ja nicht verantworten, was so eine einzige Schneiderrechnung von dir beträgt. So was hast du dir wohl noch nicht bedacht, wie?"

„Nein, freilich, das hab' ich mir noch nicht bedacht, daß ich dir einmal zu teuer kommen könnte," hatte ihre Antwort gelautet.

Und er, sie von unten bis oben betrachtend, hatte

gebrummt: „Zu teuer — hm — könnte leicht sein, daß du mir das bist.“ — —

Ja, so hatte er gesprochen — und so hatte er gehandelt!

Ob er sie wohl noch liebte? — Daheim in ihrem Zimmer sitzend, dachte sie darüber nach, dachte auch an den entzückenden Hut bei Madame Josephine, dachte an die hungernden Arbeitslosen, und daß eine unbeschäftigte Modistin ja doch die Zahl der Notleidenden vermehren müsse, und dachte vor allem daran, daß im Verlauf eines Ehejahres ganz ungeahnte Veränderungen an einem Gatten zu Tage kämen.

Daß ihr Kurt, nachdem sie sich in der Stadt getrennt, sie nachher zu Hause fidel und harmlos empfing, als sei nicht das mindeste zwischen ihnen vorgefallen, war nur ein Beitrag mehr zu diesem ernsten Kapitel der Veränderungen, dem sie nun nachsann, bis der abermals ausgegangene Gatte — er ging übrigens merkwürdig viel aus — zum Abendessen heimkehrte und nach ihr rief.

„Na, Käthe, wo steckst du denn?“

Ein wenig langsam folgte sie dem Rufe, der von seinem Zimmer herklang, in dessen Mitte breitbeinig, mit untergestemmten Armen stehend, er sie erwartete. Das heißt natürlich erwartete, daß sie ihm wie üblich um den Hals flog.

Aber sie tat nichts dergleichen. Einen Schritt vor ihm gleichfalls stehen bleibend, fragte sie höflich: „Du wünschest, lieber Kurt?“

Spitzbübisch blinzelte er sie an. „Tadellos, liebe Käthe. Hast du, während ich fort war, im Knigge gelesen?“

„Ich habe nachgedacht,“ antwortete sie wie zuvor.

„So, so — nachgedacht! — Auch 'ne nette Beschäftigung, die gewiß den Reiz der Neuheit für dich hat.“

Stumm, hoheitsvoll kehrte sie sich von ihm ab.

Er schmunzelte. „Patent — der Rücksitz deiner Taille! Aber sei so gut und dreh mir noch mal die Vorderansicht zu.“

Und da sie zögerte, seinem Wunsche nachzukommen, schwenkte er sie selbst bei den Schultern zu sich herum.

„Du, sag' mal, Käthe — — Na nu —“ unterbrach er sich, nach seinem Schreibtisch hinlaufend, aus dessen Innern ein leises Knistern und Rascheln erklang — „was ist denn das?“

„Himmel — eine Maus!“ rief Frau Käthe, hatte ihre Röcke zusammengerafft und war bis auf die Schwelle des Nebenzimmers geflüchtet, von wo sie mit furchtsamen Augen nach dem Schreibtisch hinblickte, in dem das Knistern und Rascheln jetzt mit wahrer Vehemenz laut ward.

„Eine Maus?“ meinte der Gatte. „Das klingt schon mehr wie ein ganzer Rattenkönig.“

Und während die Gattin noch fester ihr Kleid um sich herumzog, begann er, eines nach dem anderen, die Schubfächer seines Schreibtisches aufzuschließen, um darin nach dem, jetzt übrigens verstummten, befremdlichen Geräusch zu forschen, ohne demselben auf die Spur zu kommen. Da, als er auch eines der unteren Schränkchen behutsam aufgeschlossen, kommt wie der Blitz ein schneeweißes Etwas hervorgehuscht, rast ein paarmal über Stühle und Sofa hinweg und ist dann mit einem Sprung auf Frau Käthes Schulter, surrend und schnurrend das seidenweiche Fell an deren Wange reibend — eine junge Angorakatze.

„Aber Pussy, Pussy, wo kommst denn du her?“ rief die Herrin, nachdem sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt, und drückte zärtlich den Liebling an sich.

„Jawohl, wo kommt das Katzenvieh her?“ fragte

nun langsam auch der Gatte. „Oder richtiger — wie kommt sie in meinen verschlossenen Schreibtisch hinein?"

„Verschlossen? Ja, richtig —" Und inniger drückt Frau Käthe den Liebling an sich, während sie vorwurfsvoll den Gatten anblickt. „Das arme Tierchen — stundenlang — ersticken hätt' sie können. Natürlich hast du sie in den Schreibtisch eingesperrt."

Doch er schüttelt den Kopf. „Ich — nein. Ich weiß zufällig ganz genau — als ich Nachmittag fortging, saß die Katze auf deinem Schoß. Daher —" er blickt die Gattin durchdringend an. „Sag' mal, Käthe — solltest du vielleicht zufällig auch einen passenden Schlüssel zu meinem Schreibtisch haben?"

„Ich? Wieso —" Und plötzlich versteht sie ihn, ihre Wangen röten sich, ihre Augen blitzen ihn an. „Ah — das ist aber stark! Du meinst doch nicht etwa gar —"

„Ich meine, daß du eine echte und rechte Evastochter bist, liebe Käthe, und als solche der Neugier nicht unzugänglich und daher —" sein Ton klingt wieder gemütlich, als wolle er ihr ein Geständnis erleichtern — „hübsch find' ich's ja gerade nicht, daß du hinter meinem Rücken gekramt hast, aber einen wirklich kriminellen Beigeschmack bekäme die Sache erst durchs Leugnen, daher —"

Aber voll Entrüstung unterbricht sie ihn. „Wie, willst du mich etwa gar zu einer Verbrecherin machen, einer Diebin und Einbrecherin?"

„Du brauchst starke Ausdrücke, Käthe," sagt er jetzt ernst und kalt. „Wir wollen uns, bitte, an die einfachen Tatsachen halten. Als ich von Hause fortging, habe ich wie stets meinen Schreibtisch verschlossen, auf deinem Schoß saß die Katze, du bist in meiner Abwesenheit nicht ausgegangen, folglich kann kein Fremder den

Schreibtisch geöffnet haben, und durch das Schlüsselloch vermag die Katze nicht hineinzukommen. Möchtest du nun vielleicht die Güte haben, mir deine eigene Schlußfolgerung zu sagen?"

„Meine Schlußfolgerung?!" Wie eine gereizte Tigerin reckt sie sich vor ihm auf. „Daß du deine eigene Frau schmählich verleumdest, das ist meine Schlußfolgerung. Du wagst es, zu mir zu sprechen wie — wie ein Staatsanwalt. Du — du — was kümmert mich dein Schreibtisch. Und überhaupt, warum schließt du immer deinen Schreibtisch so fest zu? Was für Geheimnisse hast du denn drinnen? Jawohl, Geheimnisse!" Geradezu vernichtend blitzen ihre Augen ihn an. „Es ist mir schon lange aufgefallen, welche Angst du mit deinem Schreibtisch hast. Was für Geheimnisse verbirgst du denn da drinnen vor mir? Was? Wär's etwa schon so weit gekommen, daß du deine Frau nicht bloß verleumdest, daß du sie auch betrügst? Gesteh es ein — welches Geheimnis verbirgst du da drinnen vor mir?"

Statt aller Antwort hat er sich umgedreht, die geöffneten Schreibtischfächer wieder verschlossen und den Schlüssel in seine Tasche versenkt.

Da aber packt sie seinen Arm. „Kurt, die Wahrheit — schwöre mir, daß du kein Geheimnis da drinnen vor mir verbirgst!"

„Du bist verrückt, liebe Käthe," sagt er nur.

Sie klammert sich fester an ihn. „Kurt — schwöre, schwöre! Daß du da drinnen kein Geheimnis vor mir hast — kannst du schwören?"

Schweigend sieht er sie unverwandt an.

„Kannst du schwören?" fragt sie noch einmal, ihre Stimme überschlägt sich fast vor Erregung.

„Nein," sagt er da kurz, dreht sich herum und

schreitet zur Tür, von wo er sich ihr nochmals zuwendet. „Ich werde den Abend über fortbleiben. Vielleicht benützest du die Zeit, über das Geheimnis nachzudenken, wie die Katze in den Schreibtisch kam."

— — — — — — — — — — — —

Ob sie nachgedacht hat all die Stunden über, die sie einsam in seinem Zimmer verbracht hat? Auf seiner Chaiselongue ein seidener Schlummerpuff, ganz von Tränen durchnäßt, könnte die Art ihres Denkens illustrieren. Es ist nahe an Mitternacht, als ihr Gatte heimkehrt. Ganz in sich zusammengekauert sitzt sie auf der Chaiselongue. Auf ihrem Schoß, zum Knäuel zusammengerollt, das Kätzchen.

Der Eintretende stutzt, wie er die beiden sieht. „Warum bist du nicht zu Bett gegangen, Käthe?"

„Zu Bett —?" Sie sieht ihn vorwurfsvoll an.

Da steht er neben ihr, leicht über ihr verwirrtes Haar fahrend. „Käthe — 's ist ja nichts dabei, fast alle Frauen tun das — alle Frauen, glaub' ich — so ein bißchen spionieren und 'rumkramen. Zum Lachen ist's. Nur — sieh — so das Ableugnen nachher — das, das ist — —"

Frau Käthe erhebt sich sehr plötzlich, das Kätzchen rollt wie eine Kugel von ihrem Schoß. „Ich verschmähe es, auf deine Andeutungen zu antworten, dir den Glauben an mich aufzuzwingen — dir, der du selber in Falschheit und Heimlichkeit vor mir lebst. Aber eine Ehe, in der das geschieht, die hat ihre Würde verloren und darum —"

„Darum trennen wir uns!" lacht er schallend auf. „Natürlich, gleich morgen. Aber heut geh erst noch mal schlafen, denn für die immerhin nötigen Erörterungen des wichtigen Schrittes scheinst du mir augenblicklich nicht in der rechten Verfassung zu sein."

Doch sie schüttelt langsam den Kopf. „Du irrst dich, Kurt, mir ist sehr ernsthaft zu Mute."

Er sieht, wie ihre Lippen zucken, und versucht es noch einmal, ihr gütlich ins Gewissen zu reden. „Käthe, Käthe, was soll ich nur von dir denken? Ist's denn so schwer, eine kleine Schwäche einzugestehen? Wollen wir denn wirklich anfangen, uns mit Heimlichkeiten zu hintergehen?"

In Frau Käthes verweinte Augen kommt ein bedrohliches Blitzen. „Ah — du wagst es wirklich noch immer — du! — der du es doch bist, der mich mit Geheimnissen hintergeht!"

„Ich? — I zum Kuckuck ja — du verdienst es, daß ich dich mit der Enthüllung meines Geheimnisses beschäme. Vielleicht bringt dich das zum ehrlichen Eingestehen."

Und jetzt allen Ernstes erbost, ist er zum Schreibtisch gestürzt, hat das untere Schränkchen aufgeschlossen und — — —

— — — Ihm daraus entgegenspringt, einen Buckel machend, den buschigen Schwanz aufgeplustert, seiner Gattin weiße Angorakatze.

Mit einem Griff hat er dieselbe gepackt und hält sie hoch empor. „Biest — wo kommst du abermals her?" Und zu der Frau gewandt: „Sie war doch eben noch auf deinem Schoß!"

Frau Käthe schweigt, aber sie beginnt sich aufzurecken, hoch, majestätisch, wie eine Königin.

Kurt aber ist auf den Boden gekniet, und mit weit vorgestrecktem Arm tastet er im Innern des Schränkchens herum, bis er ausruft: „Heureka — da ist des Rätsels Lösung! An der Rückwand ist ein Brett heruntergerutscht, und das Loch hat das Vieh sich zum Durchschlupf ausbaldowert."

Aufspringend faßt er mit tollem Gelächter seine Frau um die Taille.

„Also die ganze famose Ehestandsszene, die ganze schöne Scheidung — für die Katze!“

Sie macht sich los von ihm und tritt zurück. „Und was beweist das mir?“

„Dir? — Ja so, du meinst — na, auch das soll — —“

Und abermals vor dem Schränkchen sich bückend, hat er daraus einen Gegenstand hervorgeholt, mit dem er sich feierlich der Gattin nähert.

„Hier, liebe Käthe — was ich vor dir verborgen, hier hast du es, mein Geheim — — —“

Seine Stimme versagt plötzlich. Starr schaut er auf den Gegenstand in seiner Hand. Hängende Fetzen von saphirblauem Krepp, verzerrte Goldspitzen und daraus hervorragend, kahl und starrend wie ein ödes Stoppelfeld — ein Büschel weißer Federrippen.

Tiefes, tiefes Schweigen. Dann ein Laut von Frau Käthes Lippen. Halb ein Jauchzen beglückter Liebe, halb ein Schluchzen tiefsten Jammers.

„Ach, Kurt — du liebster, bester Kurt! Der Hut — der süße, süße Hut — —“

„Für die Katze!“ spricht er mit Grabestönen, das traurige Wrack betrachtend.





Das Rebhuhn in Nordamerika.

Eine Jagdskizze von W. H. Geinborg.



Mit 6 Illustrationen. (Nachdruck verboten.)

Wie das Rebhuhn im alten Europa bei allen Weidmännern, Naturfreunden und Feinschmeckern im höchsten Ansehen steht, so weiß man auch in weiten Gebieten des nordamerikanischen Kontinents den munteren, feisten Bewohner der Stoppelfelder nach seinem ganzen Werte zu würdigen. Die Lebensweise und die Gewohnheiten des beliebten Vogels sind drüben jenseits des Ozeans genau dieselben wie bei uns. Auch dort ist er ein Begleiter der Zivilisation und macht sich überall heimisch, wo der Pflug des fleißigen Landmannes ihm die unerläßlichen Voraussetzungen für seine Existenz geschaffen. „Bob-white“ nennt der Amerikaner allenthalben das Rebhuhn, und nur in den Südstaaten kommt daneben auch noch die Bezeichnung „Partridge“ vor. Bob-white aber ist nichts anderes als eine Nachahmung jenes Lockrufes, den man über die Felder schallen hört, wenn der selbstbewußte Hahn mit nicht geringem Stolze auf der Einfriedigung daherspaziert und Heerschau abhält

über seine Getreuen, oder wenn er in heißer Liebessehnsucht um die Gunst der Henne wirbt. Die schönsten Tage süßer Minne fallen für ihn in den Mai und



From Harper's Magazine.

Bob-white.

Juni. Um diese Zeit ist das Hühnervolk ganz zahm und zutraulich, als gäbe es in der Welt weder Vorstehhunde noch todbringende Feuerrohre. Wenn aber der Sommer zur Rüste geht, und die junge Brut Kraft in den Schwingen zu fühlen beginnt, da scheint dem lustigen



From Harper's Magazine.

Auf de



Suche.

gefiederten Völklein plötzlich eine Ahnung aufzugehen von dem bitteren Ernst des Lebens und von all seinen Gefahren. In dem Verhalten des Vogels gegen den Menschen und in all seinen Lebensgewohnheiten ist eine gewaltige Veränderung eingetreten. Man sieht an den Nachmittagen nicht mehr die langen Hühnerketten schäkernd und lockend in den Feldern umherschweifen, und man hört nichts mehr von dem früher allerorten vernehmlichen wohlbekannten Rufe: „Bob-bob-white.“ Ein durch die trüben Erfahrungen zahlloser Generationen entwickelter Instinkt läßt das Rebhuhn seine Vorkehrungen treffen gegen die Gefahren, mit denen Mensch und Tier, sowie die Unbilden des Wetters es bedrohen.

Die Natur ist dem armen, viel verfolgten Vogel dabei nach Kräften zu Hilfe gekommen, indem sie seinem Federkleide eine Färbung gab, die es sehr schwer, ja, vielfach geradezu unmöglich macht, das niedergeduckte Rebhuhn von dem Erdreich seiner unmittelbaren Umgebung zu unterscheiden. Ohne die wirksame Hilfe gut dressierter Hunde würde deshalb eine Jagd auf Rebhühner ein ziemlich undankbares und aussichtsloses Beginnen sein. In Caroline, Virginien und Kentucky, wo die wohlschmeckenden Vögel am häufigsten sind, hält man denn auch den Besitz von „hühnergerechten“ Hunden für etwas ganz Unentbehrliches. Schon die spielenden Übungen des Knaben lassen da erkennen, wie vollständig er durchdrungen ist von der Notwendigkeit, ein guter Hühnerschütze zu werden. Und es bedeutet ihm einen der wichtigsten Wendepunkte in seinem Leben, wenn er zum ersten Male mit den Männern schießen darf, statt ihnen wie bisher die Reitpferde zu halten. Fleißig übt er sich im Schusse auf geworfene Blechkannen, um später, wenn Auge und Arm anfangen sicherer zu werden,



From Harper's Magazine.

Reiche Beute.

die „Bull Bats" aufs Korn zu nehmen, jene großen Fledermäuse, die im Frühherbst vor Eintritt der Dunkelheit in großer Anzahl schwerfälligen Fluges umherzuflattern pflegen.

So reichlich freilich wie in manchen Gegenden Deutschlands fällt in Amerika auch für den besten Schützen die Beute kaum jemals aus. Während eines Birschtages zwanzig bis fünfundzwanzig Hühnerketten aufzustöbern gilt in Virginien als ein sehr guter Erfolg, den man am ehesten in den Flußtälern und nur unter außergewöhnlich glücklichen Umständen in den Getreidefeldern erzielt. Als Hühnerhunde werden kraushaarige Setter und wohl auch der kurzhaarige, schlank gebaute Pointer gehalten. Besonders bevorzugt sind einige Spielarten des ersteren: der Gordonsetter, meist schwarz oder schwarz und braun, der englische Setter, weiß mit schwarzen, gelben, orange- oder lederfarbigen Flecken, und der rote irische Setter.

Die Birschgänge führen in den Südstaaten den Jäger über viel weitere Geländestrecken, als es in Europa der Fall ist. Man begibt sich deshalb auch meist zu Pferde auf die Hühnerjagd und reitet bis zu den Feldern, von denen man sich einen Erfolg verspricht. Erst wenn die Hunde stehen, steigt der Jäger aus dem Sattel und macht sich schußbereit. Eine solche Art des Birschens stellt an die Ausdauer der Hunde natürlich sehr große Anforderungen, und nur die kräftigsten Tiere bleiben den Anstrengungen dieser Jagd längere Zeit hindurch gewachsen, namentlich wenn es sich um hügelige, teilweise mit Gehölz bestandene Bezirke handelt. Daß aber die amerikanische Jagdart abwechslungsreicher und reizvoller ist als die bei uns übliche, wird man keinem Weidmann erst zu versichern brauchen.

Erfrischend und prickelnd wie Champagner wirkt schon der scharfe Morgenritt in der würzigen Kühle des beginnenden Frühherbsttages. Die Hunde halten sich dicht hinter den Pferden, bis plötzlich eine Lichtung



From Harper's Magazine. Copyright, 1893, by Harper & Brothers.

Ein guter Schuss.

auftaucht, ein Feld mit Weizenstoppeln aus dem Vorjahre, erfahrungsgemäß ein ausgezeichnetes Jagdgebiet. Die Hunde gehen sofort über die Umzäunung, während die Jäger langsam an derselben entlang reiten. Die Hühner halten sich an solchem Morgen gern auf sonnenbeschienenen Stellen auf, und wenn ein Gehölz angrenzt, in möglichster Nähe desselben. Jetzt hat der erste der

Hunde ein Volk aufgespürt. Unbeweglich, wie angewurzelt, bleibt er stehen, den einen Vorderfuß angezogen, während die obere Linie des Körpers schnurgerade ist von der Nasenspitze bis zum Ende der elegant gestreckten Rute, die Augen starr und unverwandt auf den nämlichen Fleck gerichtet. Blitzschnell fliegen die Zügel der Pferde um einen Balken der Einfriedigung. Die Patronen gleiten geräuschlos in die Gewehre, und vorsichtig nähern sich die Jäger. Da geht mit großem Lärm ein Volk von zwanzig Hühnern aus den Stoppeln auf, und wem ein kühler Kopf gegeben ist, der bringt wohl seine zwei Treffer an.

Interessant ist es, in solchem Augenblick die verschiedenen Temperamente der Hunde zu beobachten. Der eine, gewöhnlich ist es die Hündin, legt sich beim Schusse vorschriftsmäßig auf den Boden nieder; der andere kann sein heißes Blut nicht zügeln, er stürzt schon vor, wenn die Kette aufsteigt, um zwei gefallene Hühner auf einmal im Maule zu apportieren, wenige Sekunden nachdem der Knall der Gewehre verhallt ist.

Unangenehm für den Jäger kann es trotz aller Ergötzlichkeit des Anblicks werden, wenn etwa durch ein wildes Kaninchen Abwechslung in die Situation gebracht wird, und wenn einer der Hunde, taub gegen alle strengen Kommandorufe, auf eigene Faust die Jagd aufnimmt. Eine solche Jagd hat gewöhnlich den doppelten Nachteil im Gefolge, daß sie die Hühner aufscheucht und den Hund vor der Zeit ermüdet, so daß es das eifrigste Bestreben des Jägers sein muß, seine Hunde standfest zu machen gegen derartige immer wiederkehrende Versuchungen, ein Ziel, das allerdings bei manchem Setter niemals zu erreichen ist.

Die Niederungen kleiner Flüsse sind, wie schon erwähnt, in Virginien die beliebtesten Jagdgründe.



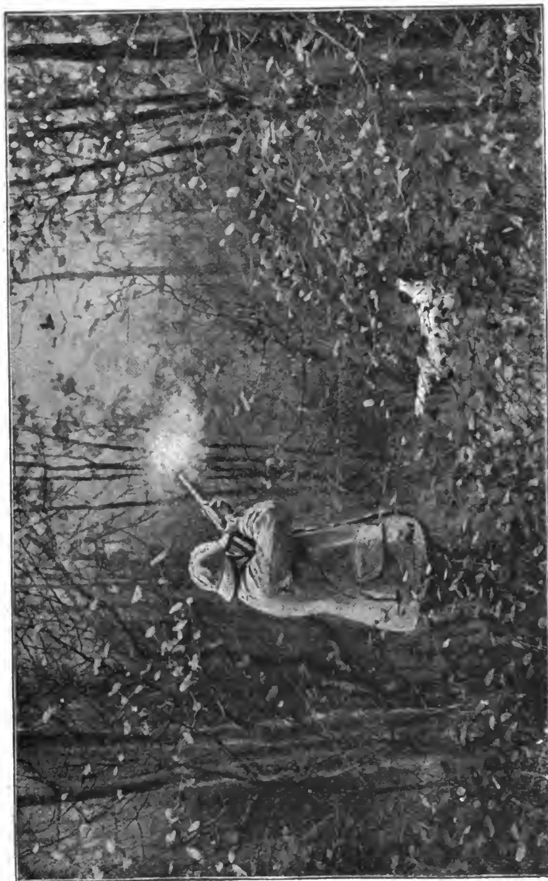
From Harper's Magazine.

Auf falscher Fährte.

Kommt man an das Wasser, so findet man wohl seinen Hund schon der ganzen Länge nach darin liegen. Solche Erfrischung muß man einem Setter unter allen Umständen zeitweilig gönnen, und wenn man in einer hochgelegenen, wasserarmen Gegend jagt, geschieht es sehr leicht, daß der Hund auf Stunden völlig unbrauchbar wird. Denn dann kann man es auch erleben, daß er plötzlich und geheimnisvoll verschwindet, um irgendwo in der Umgebung — oft handelt sich's allerdings um drei Kilometer und mehr — ein eiliges Bad in dem von ihm ausgewitterten Bache zu nehmen.

Oft richtet sich der virginische Jäger in einem besonders ergiebigen Terrain auch zu längerem Aufenthalt ein. Den Pferden werden leichte Fußfesseln angelegt, und die Birsch wird zu Fuß aufgenommen, wobei man sich oft um sehr beträchtliche Strecken von den Pferden entfernt. Freilich entspricht der Erfolg auch in sonst ertragreichen Gegenden nicht immer den gehegten Erwartungen. Entweder ist das Wetter so naß, daß die Hühner sich im dichten Unterholz verstecken, wo die Hunde kaum vorwärts kommen, oder es ist so trocken, daß selbst den feinsten Spürnasen die Witterung fehlt, während die Vögel, statt auf den Feldern nach Futter zu suchen, an irgend einer Wasserrinne im Sumpfe hocken.

In Amerika wie bei uns ist das Rebhuhn von gar vielen Feinden bedrängt und hat unter den Unbilden der Witterung oft sehr schwer zu leiden. Der Habicht ist eigentlich ohne Unterlaß auf der Suche nach dem wohlgenährten, schmackhaften Vogel, und dieser unersättliche Jäger räumt viel nachhaltiger unter dem beliebten Federwild auf, als es selbst der geschickteste und schonungsloseste Schütze vermöchte. Man lockt den Habicht denn auch am sichersten durch eine Nachahmung



From Harper's Magazine. Jm Unterholz. Copyright, 1893, by Harper & Brothers.

des Lockrufes der Rebhühner, und ein guter Schütze holt ihn noch auf eine Entfernung von 40 Meter mit grobem Schrot ziemlich sicher herunter. Exemplare mit einer Flügelspannung von 5 Fuß sind dabei durchaus keine seltene Beute.

Die schlimmste Zeit für unseren munteren Bob-white ist die Mitte des Winters, zumal bei starken Schneefällen. Stellt sich dann auf dem Schnee auch noch eine Eiskruste ein, so erfrieren mitunter alle Völker eines Bezirks. Man findet die armen Tiere dann unter der Eiskruste tot im Schnee, in den sie sich zum Schutz gegen die Kälte, eng aneinander geschmiegt, eingewühlt hatten. Das Fleisch des amerikanischen Rebhuhns ist um diese Zeit von dunkler Farbe und sehr zäh; die Blätter des Lorbeers und anderer immergrünen Gewächse, die jetzt die einzige Nahrung der Tiere ausmachen, geben ihm einen unangenehmen, bitteren Geschmack. Das von grimmigster Not gepeinigte Huhn wird jetzt sehr keck und stattet sogar ab und zu den Farmhäusern und Wirtschaftshöfen freundnachbarliche Besuche ab. Wer auf Weidmannsehre hält, schießt unter solchen Umständen kein Rebhuhn, aber der Neger, der nur selten das Wagnis unternimmt, auf einen fliegenden Vogel zu schießen, unterläßt es nie, diese günstige Gelegenheit zu benutzen und mit irgend einer alten Muskete ein schreckliches Blutbad unter den schutzlosen kleinen Geschöpfen anzurichten.

Wo die Hühnerjagd vernünftig gehandhabt wird, beeinträchtigt sie den Bestand durchaus nicht. Das Rebhuhn erfreut sich einer sehr zahlreichen Nachkommenschaft, und selbst wenn in einer Jagdzeit drei Viertel der vorhandenen Gesamtzahl abgeschossen werden, wird doch im nächsten Jahre eher eine Zunahme als eine Verringerung wahrzunehmen sein. Der gerechte Weid-

mann erinnert sich freilich auch während des harten Winters seiner bedrängten Hühnervölker. Er kennt ihre Standorte und füttert sie mit einer geringen Weizensorte. Da kommt es dann gar nicht selten vor, daß die klugen Tiere ihre Wohltäter kennen lernen und ganz zutraulich zu ihnen werden. Halb laufend, halb fliegend kommen sie dann wie Küken zum Futterplatz und geben durch ein leises, angenehmes Pfeifen ihre Freude und ihr Wohlbehagen zu erkennen.





Mannigfaltiges.



Die beiden Kammerjunker. — Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurde in Dänemark die Titelsucht epidemisch. Ein Beobachter schrieb zu jener Zeit darüber: „Jeder anständige Mensch glaubt jetzt die gegründetsten Ansprüche auf einen Titel zu haben und bittet so lange, bis er ihn erhält und dadurch zum Glücklichsten der Sterblichen wird. Es gibt Apotheker, die als „Kriegsräte“ paradieren, Kaufleute sind „Justizräte“ und wohlhabende Maurermeister „Kriegsassessoren“. Am allerbeliebtesten und vielbegehrtesten aber ist der Titel „Kammerjunker“. Am öftesten freilich wird er Adeligen verliehen, zuweilen aber auch Bürgerlichen; doch ist er für letztere allerdings etwas schwieriger zu erlangen.“

Als Friedrich VI., dieser gute und gerechte König, zur Regierung gelangte, beschloß er, das lächerliche Titelwesen einzudämmen, und wies in den öffentlichen Audienzen, welche er wöchentlich einmal zu erteilen pflegte, die meisten Leute, welche um die Verleihung eines Titels sich bemühten, mit ihren Bittgesuchen ab.

Einem Herrn Trolle erging es auch so, der durchaus den Titel Kammerjunker haben wollte. Trolle war ein reicher Rentier und Häuserbesitzer in Kopenhagen, zeichnete sich aber vor seinen Mitbürgern durch keine besonderen Verdienste aus. Durch den ersten Mißerfolg seines Gesuchs

ließ er sich nicht abschrecken; er stellte sich vielmehr in jedem Vierteljahr einmal zur Audienz im Schlosse ein, wo der König sein schriftliches Gesuch entgegennahm, seine mündliche Bitte anhörte und dann mit freundlichster Miene die stereotypen Worte sprach: „Nun, mein lieber Herr Trolle, wir wollen sehen, was sich tun läßt.“ — Darauf erfolgte dann regelmäßig einige Zeit nachher der abschlägige Bescheid.

In anderen Ländern hätte man schließlich den titelsüchtigen Herrn Trolle vielleicht als einen vom Querulantenwahnsinn Befallenen behandelt, aber so etwas hätte die Gutherzigkeit des Dänenkönigs niemals zugegeben. So kam denn der ehrgeizige Rentner zehn Jahre lang alle drei Monate wieder. Dann verfiel er in eine gefährliche Krankheit und fühlte seinen Tod herannahen. An sein Sterbelager ließ er seinen einzigen Sohn Harald kommen und sagte zu ihm: „Mein lieber Sohn, bald wird es aus mit mir sein. Ich lasse dich wohlversorgt zurück, scheide aber mit Unmut aus diesem Leben, weil mein sehnlichster Wunsch nicht in Erfüllung gegangen ist. Auf dem Grabstein, den du mir setzest, wird leider nicht stehen: „Hier ruht der Kammerjunker Waldemar Niels Trolle“, sondern nur ganz einfach mein Name ohne jeden Titel. Wäre mir längeres Leben vergönnt, würde ich es wohl noch durchsetzen; doch es soll leider nicht sein. Trotzdem gebe ich die Sache nicht auf. Mit meinem Erbe hinterlasse ich dir die Verpflichtung, die Erlangung des Kammerjunkertitels mit derselben Energie zu erstreben, wie ich es getan habe. Versprich mir, daß du diesen meinen letzten Wunsch erfüllen willst.“

„Ich verspreche es dir, lieber Vater,“ sagte tief ergriffen der junge Mann; „ich will treulich tun, was du von mir begehrst.“

Anscheinend war dies dem Sterbenden ein angenehmer Trost. Ein zufriedenes Lächeln umspielte seine Lippen, als er bald nachher verschied.

Einige Zeit darauf fand, wie gewöhnlich, die öffentliche Audienz im Schlosse statt. Auf der Liste der Audienzsucher

stand auch der Name des Herrn Trolle. „Also der Unvermeidliche ist auch wieder da,“ sagte der König lächelnd, indem er sich in den Audienzsaal begab. Aber wie erstaunte er, als anstatt des alten Trolle ihm ein ganz junger Mann gegenüberstand.

„Dies ist doch nicht Herr Trolle?“ sagte der König.

„Verzeihung, Majestät,“ versetzte Harald. „Ich bin Trolle der jüngere. Mein Vater ist gestorben.“

„Das bedauere ich. Und was wünschen Sie?“

„Ich komme wegen des Titels. Die Angelegenheit ist nunmehr als eine heilige Verpflichtung auf mich übergegangen.“ Und er berichtete, was in seines Vaters Sterbestunde vorgegangen war.

„Höchst seltsam!“ rief Friedrich VI. „Aber, junger Herr, Sie gefallen mir! — Nun, für heute gehen Sie nur nach Hause. Ich werde mir die Sache überlegen und sehen, was sich dabei tun läßt.“

Nachher war eine Ministersitzung im Schlosse. Während derselben brachte der König heiter gestimmt Harald Trolles Titelgesuch zur Sprache, erzählte den merkwürdigen Anlaß dazu und bemerkte: „Ich bin fast geneigt, diesmal eine Ausnahme zu machen.“

„Majestät,“ sagte der Finanzminister, „der junge Trolle ist ein Schlaukopf, viel pfiffiger als sein wunderlicher Vater. Ich glaube, er hat die Geschichte mit dem Gelöbnis nur erfunden und würde leicht auf den Titel verzichten, wenn die Sache eine tüchtige Summe Geldes kostete. Man sollte die Verleihung solcher Auszeichnungen möglichst teuer machen, für das Diplom eine ansehnliche Summe beanspruchen und außerdem eine erhebliche jährliche Rangsteuer für die Führung des Titels.“

„Wahrhaftig, die Idee ist vortrefflich!“ rief zustimmend der König. „Es würde das beste und sicherste Mittel sein, der unsinnigen Titelsucht einen Riegel vorzuschieben.“

Der alte kluge Finanzminister nickte lächelnd: „Und für unsere etwas bedrängten Finanzen würde es recht zuträglich sein. Die titelsüchtigen Leute sind meist reich, sie werden

für die erstrebte Ehre mit dem größten Vergnügen zahlen. Die neu einzuführende Rangsteuer würde weise und gerecht sein, denn sie ist gegründet auf die Eitelkeit in der Menschennatur."

Die Einführung einer Titel- und Rangsteuer wurde in der Tat beschlossen. Mit Harald Trolle machte man die erste Probe. Es wurde ihm mitgeteilt, daß er den gewünschten Titel erhalten könne, doch müsse er eine bedeutende Summe für die Ausfertigung des Diploms und eine jährliche ansehnliche Rangsteuer dafür entrichten. Sofort erklärte er sich dazu bereit. Darauf erhielt er den heiß begehrten Titel Kammerjunker. Schon bei dem ersten Versuche also hatte er erreicht, was sein Vater in zehn Jahren und in vierzig Audienzen nicht zu erlangen vermocht hatte.

Auf solche Weise wurde die Rangsteuer in Dänemark eingeführt. Der eingangs von uns erwähnte Beobachter schrieb damals darüber: „Die vernünftigste Idee des jetzigen dänischen Finanzministers ist unstreitig die, daß er die Titelsucht als Luxusartikel bedeutend besteuert hat. Es gibt Titel, deren Diplome mehr als tausend Taler kosten und dann noch eine jährliche Steuer von hundert Taler und mehr." Allerdings wurde die Titelsucht dadurch nicht eingeschränkt, aber die Steuer erwies sich für die Staatskasse als recht ertragreich. Und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag, denn noch jetzt ist man in Dänemark, besonders in Kopenhagen, sehr lüstern nach Titeln. Unter den vielen vorhandenen aber ist der Titel Kammerjunker noch immer der beliebteste und begehrteste. J. O. Hansen.

Neue Erfindungen: I. Einwurfkasten für Briefe und Waren. — In vielen Städten ist es Brauch, daß der Bäckerjunge die Frühstücksbrötchen (Semmeln) bereits bringt, wenn die Bewohner noch schlafen. Er tut sie in den Beutel, der zu diesem Zweck an der Korridortür aufgehängt ist. Leider kommt es nicht selten vor, daß die so abgelieferten Brötchen statt auf den Frühstückstisch der Eigentümer in die Hände von Spitzbuben geraten. Dieser Möglichkeit, die auch allen anderen Waren droht, die in

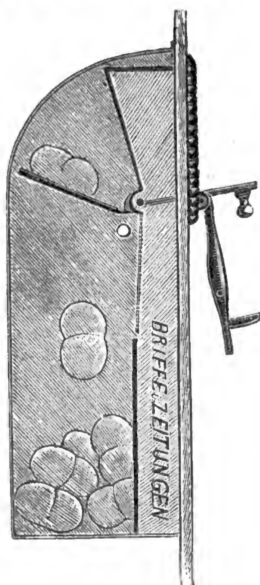


Neuer Einwurfkasten geschlossen.

Abwesenheit der Bewohner vom Überbringer vor der Wohnung irgendwie deponiert werden, soll der Einwurfkasten vorbeugen, den die Erfinder Otto Eilers und Friedrich Posse dem Patentbureau Sack in Leipzig übergeben haben. Der auf der Außenseite an der Korridortür befestigte Behälter dient gleichzeitig als Frühstückskasten und zur Aufnahme von Postsendungen, zu welchem Zweck derselbe durch eine senkrechte Scheidewand in zwei Räume geteilt ist, deren Einwurföffnungen durch eine Doppelklappe zugängig gemacht sind. Die kleine, in der verschließbaren Hauptklappe bewegliche Klappe für das Einwerfen von Briefen u. s. w. in dem vorderen Raum bleibt unverschlossen. Sollen Brötchen, Pakete u. s. w. in den größeren Raum eingeworfen werden, so muß die Hauptklappe aufgeschlossen und geöffnet werden. Während die

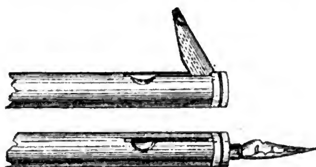

Neuer Einwurfkasten geöffnet.

Klappe nach vorn sich senkt, erhebt sich im Innenraum oben eine mit ihr korrespondierende Platte, welche die Waren in Empfang nimmt. Schließt man die Klappe, so bewegt sich jene Platte entsprechend abwärts, und die Waren fallen in den unteren Teil des Hauptbehälters, in welchem sie durch die den Zugang nach unten völlig sicher verschließende Klappe vor widerrechtlicher Entnahme geschützt sind.



Das Innere des Einwurfkastens.

II. **Ein neuer praktischer Federhalter** wird soeben von der Firma L. u. C. Hardtmuth in Budweis-Wien auf den Markt gebracht. Durch eine verblüffend einfache mechanische Vorrichtung (wie die untenstehende Abbildung dies näher erläutert) wird die Feder durch Hebeldruck in die Hülse eingeklemmt. Die dadurch hervorgerufenen Vorzüge sind einleuchtend: Der Schreiber kann die Feder ganz wie es für seine Hand paßt — kurz oder tief — in den Halter einstellen; die Feder kann niemals einrosten, und endlich fällt das unangenehme Herausnehmen der abgenützten Feder, wobei bis jetzt in den meisten Fällen die Finger mit Tinte beschmutzt wurden, fort. Durch einfaches Aufheben


Hardtmuths patentierter Federhalter (1/2 der natürlichen Grösse).

des Hebels fällt die Feder von selbst heraus. Der Federhalter ist in allen besseren Papier- und Schreibmaterialhandlungen käuflich.

Charles Dickens als Spieler. — Der berühmte Romandichter mußte in seinen Jugendjahren viel Not und Elend ausstehen. Sein Vater, ein unpraktischer, leichtsinniger Geschäftsmann, saß meist im Schuldgefängnis, und seine Mutter vermochte ihn und seine Geschwister nicht zu ernähren. Schon als kleiner Knabe mußte er also durch seiner Hände Arbeit zum Lebensunterhalt der Familie beitragen. Er wurde in eine Wichsfabrik geschickt, wo er zahllose Wichstöpfchen zubinden mußte und täglich einen Schilling verdiente. In dieser Fabrik lernte er einen anderen Knaben kennen namens Robert Fargin, der neben ihm arbeitete.

Doch diese bittere Leidenszeit ging endlich für Dickens vorbei, und er durfte wieder eine Schule besuchen. Dann arbeitete er als Berichterstatter für Zeitungen, verfaßte später seine „Londoner Skizzen" und veröffentlichte im Jahre 1836 den höchst erfolgreichen komischen Roman „Die Pickwickier", durch welchen er mit einem Schlage einer der gelesensten und gefeiertsten Schriftsteller Englands wurde.

Damals war in der St. Jamesstraße zu London der prachtvolle Palast des sogenannten Crockfordklubs erbaut worden, eine Spielhölle der allervornehmsten Art, benannt nach ihrem Gründer Crockford, einem ehemaligen reichen Fischhändler. Zu Studienzwecken wünschte Dickens einmal diesen Spielklub zu besuchen. Es war ihm nicht schwer, sich eine Einführungskarte in den Klub zu verschaffen, und so ging er denn eines Abends dorthin. Im glänzend erleuchteten Vestibül des Spielpalastes empfing ihn ein reichgekleideter Portier.

„Was sehe ich, du bist's, Bob!" rief der Romandichter erstaunt, als er den ehemaligen Arbeitskameraden aus der Wichsfabrik erkannte.

„Jawohl, Charley, ich bin hier als Portier angestellt."

„Und es geht dir gut?"

„Sehr gut. Aber was willst du denn hier?"

„Ich möchte mir dies Leben und Treiben etwas näher ansehen."

„Höre," flüsterte vertraulich Bob Fargin, indem er sich vorsichtig umschaute, „tu's lieber nicht! Gehe nicht hinein! Lasse dich von mir warnen, nimm deine Beine in die Hand und mach, daß du weiterkommst! Es ist ja freilich gegen das Interesse meines Herrn, wenn ich so zu dir spreche, aber du bist mein Jugendfreund aus der Wichsfabrik, und deshalb halte ich es für meine Pflicht, dich zu warnen. Ich sage dir, du wirst drinnen gerupft, daß es eine Art hat."

„Besten Dank für deine wohlgemeinte Warnung, Bob," sprach lächelnd Dickens. „Doch kann ich deinen guten Rat nicht befolgen. Ich muß dies merkwürdige Etablissement genau ansehen und zwar aus besonderen Gründen. Schlimm kann's nicht werden; ich habe nur zehn Pfund zu mir gesteckt. Wenn ich die verliere, ist nicht viel daran gelegen, denn ich hab's nicht mehr so knapp wie wir beide damals in der Wichsfabrik."

Es befanden sich in den Spielsälen viele elegante Herren. Einige davon kannten den jungen Romanschriftsteller und nickten ihm flüchtig zu, jedoch ohne durch sein Erscheinen sich in ihrem Spiel stören zu lassen.

Der Leiter des Ganzen, nämlich der alte grauhaarige Mr. Crockford, der aussah wie ein vollendeter Biedermann, war selbst anwesend. Er wechselte einige Blicke mit den Croupiers.

Dickens beobachtete ein Weilchen das Leben und Treiben; dann versuchte er sein Glück und setzte fünf Pfund auf eine Karte. Er gewann, ließ den Gewinn stehen und gewann abermals, dann noch einigemal.

Als er gehen wollte, traf er an der Tür wieder seinen Jugendfreund.

„Nun," sagte leise der in die Geheimnisse der Spielhölle eingeweihte Bob Fargin, „da bist du also wieder. Natürlich gänzlich ausgebeutelt — he?"

„Im Gegenteil — ich habe gewonnen."

„Du hast gewonnen?"

„Reichlich sechshundert Pfund."

„Das kann unmöglich mit rechten Dingen zugegangen sein. Man hat wohl deine spitze Feder gefürchtet. Du schreibst doch für den „Morning-Chronicle" und andere Zeitungen?"

„Jawohl."

„Da hat man also vermutet, daß du einige Artikel über den Crockfordklub zu schreiben gedenkst, und deshalb dich einen hübschen Gewinn einstecken lassen, damit deine Schreiberei nicht allzu gefährlich werden möge."

Dickens lachte. „Nun, dann hat man sich einigermaßen geirrt," sagte er dann. „Ich will keinen speziellen Artikel über den Crockfordklub schreiben. Nur um zu studieren, kam ich her. Ich arbeite nämlich an einem neuen Roman, und in einem Kapitel desselben gedenke ich das Treiben in einer fashionablen Spielhölle zu schildern. Das war der eigentliche Zweck meines Besuchs."

„Jedenfalls tust du besser, du bleibst künftig davon," rief ihm sein ehemaliger Kamerad noch nach.

„Einmal und nicht wieder!" dachte vermutlich auch der geistreiche Romandichter. Er besuchte den prächtigen Spielpalast in der St. Jamesstraße nicht zum zweiten Male. F. L.

Die Tiere und der Rausch. — Es gibt auch unter den Vierfüßern recht viele Trunkenbolde, ja man hat sogar bezügliche Versuche mit Schmetterlingen gemacht, und wir wollen hier nur auf die Versuche des Naturforschers Tutt hinweisen, welcher Schmetterlinge in ein geräumiges Glashäuschen einschloß, in dem sich nektarreiche Blumen befanden, wobei sich ergab, daß diese Tierchen bedeutend lieber jenen Arten von Blumen zusprechen, deren Destillation Alkohol ergibt. Dieser Gewährsmann ersetzte dann die Blumen mit kleinen farbigen, bis oben mit Branntwein gefüllten Gläsern, und unsere kleinen Freunde setzten sofort ihre Saugrüssel in Bewegung und schlürften mit sichtlichem Wohlbehagen das betäubende Naß. Daß Pferde und Hunde und andere Haus-

tiere am Alkohol Gefallen finden, ist männiglich bekannt. Ich hatte ein Pferd, das sehr gern eine Schale mit leichtem Wein annahm, und da es sehr phlegmatisch war, so besserte ich sein Temperament mit gelegentlicher Alkoholzufuhr ein wenig auf. In Graz besaß ich eine dänische Dogge, welche dem Biere zugeneigt war und einmal beinahe einen ganzen Liter Pilsener Bier vertilgte. Die Vererbung spricht in vielen Fällen ein gewichtiges Wort, so auch in diesem, denn die Mutter des erwähnten Missetäters war einem Gastwirt zu eigen gewesen, bei dem sie offenbar das Laster der Trunksucht erworben hatte.

Aber auch stärkeren Berauschungsmitteln, so dem Opium, wenden sich Tiere zuweilen zu. Der französische Forscher Thorel, welcher als Mitglied einer wissenschaftlichen Mission das Mekhonggebiet bereiste, erzählt aus diesem noch so dunklen Teile Indiens, daß die dort mit den Blättern und Kapseln des Mohns ernährten Schweine sich an diese Kost gewöhnen und beträchtlich abmagern, wenn man sie ihnen entzieht. Beachtenswert ist auch die Erscheinung, daß die Bienen in der ausgedehnten Provinz des Jünnan vor der Einführung der Mohnpflanze nicht existierten, gegenwärtig aber, seit der Ausdehnung der Kultur dieses Gewächses, dermaßen an die Opiumvertilgung gewöhnt sind, daß sie alljährlich mit dem Verblühen der Pflanze in großen Mengen zu Grunde gehen, weil ihnen die Blüten zum Aussaugen fehlen. Nach den Angaben Burns teilen die Türken in manchen Gegenden ihr Opium mit ihren Pferden, wenn sie von denselben eine außerordentliche Leistung zu fordern haben.

Und nun erst die Katzen! Diese sind ganz leidenschaftliche Freunde des Opiumrauches, respektive werden es schnell, wenn sie in die Umgebung von Opiumrauchern kommen. Alle diejenigen, die in Cochinchina und in Cambodja die Häuser besuchten, in denen man sich dem Laster des Opiumrauchens hingibt, waren von der Menge der Katzen überrascht, die sich dort aus der ganzen Nachbarschaft zusammenfinden. Auf einem Gute zu Dat-ho im Saigungebiete be-

fand sich eine große Katze, die sich jedesmal, wenn ihr Herr und Gebieter seine Opiumpfeife anzündete, schmeichelnd ihm zugesellte und deutlich ihr Wohlbehagen über den Opiumrauch kundgab. Nach kurzer Zeit schlief sie ein, und wenn man sie erweckte, zeigte sie sich unzufrieden und wies Symptome großer Unruhe auf.

Es befanden sich dort auch zwei Affen, welche jeden Abend ins Raucherzimmerchen geführt wurden; einmal fand einer derselben, der blind war, die Kassette mit den Zigarrenresten und kostete sie, fand Gefallen daran, und von da ab, vom Geruch geleitet, ging das Tier immer auf die Suche nach der Kassette und bekundete mit possierlichen Sprüngen seine Freude, wenn es ihm gelungen war, dieselbe aufzufinden.

Der französische Naturforscher Martin schildert in seinem Werke über das Opium und seinen Mißbrauch nachfolgendes Phänomen: Ein reicher Kaufmann von Canton besitzt einen großen langhaarigen Hund europäischer Rasse, der sich gewöhnt hat, bei ihm zu sein, wenn er Opium raucht; er bläst ihm zuweilen den Rauch auf die Nase, und statt darüber Mißfallen auszudrücken, wie man doch erwarten sollte und wie es die Hunde gewöhnlich tun, wenn man ihnen Tabakqualm ins Gesicht bläst, äußert das Tier vielmehr große Zufriedenheit. Eines Tages verreist der Herr, der Hund entbehrt den Opiumrauch, den er so liebt, wird traurig und verweigert jedwede Nahrung.

„Der den Tieren innewohnende Instinkt“ — so sagt der italienische Naturforscher Bilancioni — „führt sie zu Handlungen, die immer darauf abzielen, ihr Dasein zu erhalten und die Art zu bewahren.“ Soll man nun in solchen Vorkommnissen eine Ausnahme von der Regel sehen? Nein: in der Aufnahme solcher Reizmittel findet das Tier ein unmittelbares Wohlbefinden, das sich nicht direkt gegen seine Erhaltung richtet, und es überläßt sich demselben, ohne die Folgen zu ermessen, was — wie dieser Gelehrte mit Fug und Recht betont — ja auch so viele Menschen tun. Und wir Menschen haben eine hochentwickelte Vernunft zur Seite,

der entgegen wir uns den größten Schädlichkeiten überlassen. Dürfen wir also der Tiere spotten, wenn sie sich durch schlechte Beispiele, die ihnen ihre Herren und Gebieter geben, oder durch falsche Instinkte irreleiten lassen? Gewiß nicht!

Ewald Paul.

Die Oudewaterer Hexenwage. — Das an der Yssel belegene holländische Städtchen Oudewater hat sich über zwei Jahrhunderte hindurch eines Privilegiums zu erfreuen gehabt, wie es seltsamer und eigenartiger wohl kaum jemals erteilt worden ist. Von der ersten Hälfte des sechzehnten bis zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts galt nämlich die Stadtwage zu Oudewater für die allein berechtigte Hexenwage, und dies Privilegium war dem benannten Städtchen von dem deutschen Kaiser Karl V., der in den Niederlanden geboren und erzogen war, ausgestellt worden. Der Ruf, welchen die Wage in dieser privilegierten Eigenschaft besaß, war so groß, daß Leute aus weiter Ferne nach Oudewater pilgerten, um sich dort wiegen zu lassen. Es waren solche, die man zu Hause ungerechterweise der Zauberei beschuldigt hatte, und die sich nun durch diese Art der Hexenprobe öffentlich reinigen wollten. Der Beweis der Unschuld ergab sich, wenn die angeklagte Person schwerer oder doch ebenso schwer war als das Gewicht, welches man nach der vorangegangenen ungefähren Schätzung des Bürgermeisters in die andere Schale gelegt hatte. Man sieht also, das Verfahren war ziemlich willkürlich und ließ bei einigem Wohlwollen, das ja mutmaßlich auch der Stadt eine gute Einnahme zuführte, meistens den erwünschten Ausgang zu. Man betrachtete den Körper des Wagekandidaten und richtete nach der Beschaffenheit desselben das Gewicht ein. Freilich, wer zu leicht befunden wurde, der mußte notwendig ein Zauberer und Hexenmeister sein und stand dann in Gefahr, daheim Gut und Blut zu verlieren.

Welchen praktischen Wert diese Probe hatte, ergibt sich aus dem, was ein Oudewaterer Ratssekretär aus jener Zeit erzählt. Ein gewisser Oberländer sei mit jemand in Streit geraten, der ihm nun im ganzen Lande den bösen

Namen machte, er sei ein Hexenmeister. Man riet diesem vorgeblichen Zauberer, nach Holland zu reisen und sich auf der Stadtwage zu Oudewater wiegen zu lassen, um dadurch die Verleumdung zu Schanden zu machen. Er sei darauf angekommen, aber entweder aus Dummheit oder Furcht, oder weil man ihn nicht gut unterrichtet hatte, ungewogen wieder nach Hause zurückgekehrt. Man fragte ihn dort, ob er die Probe gemacht habe. Weil er es aber nicht bescheinigen konnte, so nahm der Argwohn wider ihn zu; man glaubte, er sei zu leicht befunden worden, folglich schuldig. Das Gerücht kam dem Richter des Ortes zu Ohren, der Befehl gab, den vermeintlichen Zauberer gefänglich einzuziehen. Letzterer aber ergriff die Flucht. Er kam zu jemand, dem es beinahe ebenso ergangen war, und dieser riet ihm, mit ihm selbst nach Oudewater zurückzukehren, um die Wägung vorzunehmen. Beide trafen daselbst ein, der Angeklagte ward gewogen und kehrte diesmal mit den erforderlichen Beweisen zurück, daß er gewogen sei und das richtige Gewicht gehabt habe. Dadurch erhielt er seinen guten Namen wieder nebst seinem Vermögen, das der Richter schon eingezogen hatte.

Wann von diesem Privilegium zum letzten Male Gebrauch gemacht worden ist, vermögen wir mit Bestimmtheit nicht zu sagen, doch so viel ist gewiß, daß in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts noch vorgebliche Hexen auf der Stadtwage zu Oudewater gewogen worden sind. Th.

Schloß Neuhabsburg in der Schweiz. — Inmitten üppiger Obstbaumhaine am Küßnachter Arm des schönen Vierwaldstätter Sees erhebt sich auf der hochragenden Ramenfluh weithin sichtbar ein stattlicher Schloßbau, der in seiner eigenartigen Verbindung von moderner Architektur mit uraltem, ruinenhaftem Gemäuer einen überaus malerischen Anblick gewährt. Es ist das in neugotischem Stil aufgeführte Schloß Neuhabsburg, in das der Baumeister mit großem Geschick die wenigen noch erhalten gebliebenen Reste der alten, historisch denkwürdigen Habsburg einzubeziehen



Schloss Neuhabsburg in der Schweiz.

gewußt hat. Schon in Urkunden aus dem Jahre 1244 geschieht dieses Schlosses Erwähnung. Rudolf von Habsburg, der große Ahnherr des österreichischen Kaiserhauses, hat oftmals hier geweilt, und hier soll sich auch jener für den demütigen Sinn des nachmaligen Kaisers bezeichnende Vorgang abgespielt haben, den uns Schiller in seiner Ballade vom Grafen von Habsburg erzählt. Im Pfarrkirchlein der Gemeinde Meggen, zu welcher das Schloß gehört, befindet sich noch heute ein altes Gemälde, auf dem ganz so wie in dem Schillerschen Gedicht dargestellt wird, wie der auf einem Jagdausfluge begriffene Graf dem von dem angeschwollenen Gießbach aufgehaltenen Priester sein Roß zur Verfügung stellt, damit er ohne Säumen seinen Weg zu einem Sterbenden fortsetzen könne.

Im Jahre 1352 wurde Schloß Neuhabsburg gleich mancher anderen trutzigen Feste ein Opfer der von der jungen Eidgenossenschaft um ihre Freiheit geführten Kämpfe. Und Jahrhunderte mußten vergehen, ehe auch hier „neues Leben aus den Ruinen blühte“ und das Schloß mit dem ehrwürdigen Namen in seiner jetzigen Gestalt aus den Trümmern erstand. Es ist in seinem Innern durchaus modern und behaglich eingerichtet, und von seiner Terrasse aus genießt man einen entzückenden Ausblick auf den See und auf die schneebedeckten Häupter der majestätischen Alpenriesen. K. E.

Alles schon dagewesen. — „Gesetzt den Fall, Sie befänden sich in einer belagerten Stadt, und die Lebensmittel wären knapp, woher würden Sie sich mit Proviant versorgen?“ lautete eine Frage, die dem jungen Napoleon Bonaparte auf der Kriegsschule zu Brienne gestellt wurde.

„Vom Feinde,“ lautete die prompte Antwort.

Wie erzählt wird, befriedigte diese knappe Antwort sehr, aber originell war sie nicht, denn dieselbe Frage wurde von einem Offizier, dem der russische General Suworow sie stellte, genau ebenso beantwortet.

Ebenfalls nicht mehr originell war Kaiser Paul I. von Rußland (1796—1801), als er eines Tages ärgerlich über das

schlechte Reiten eines Offiziers diesem zurief, er sei entlassen und könne sich auf seine Güter zurückziehen. Als ihm jedoch gemeldet wurde, der Offizier besäße kein Gut, antwortete er schlagfertig: „So gebe man ihm eines!“ — denn eine gleiche Anekdote kannte man schon fast hundert Jahre vorher.

Der englische Schauspieler und Theaterdirektor Betterton († 1703) wurde nämlich einst durch das stümperhafte Benehmen eines jungen Schauspielers im besten Spielen gestört. Rot vor Zorn eilte er nach der Szene hinter die Kulissen und befahl dem Kassierer, dem Stümper zur Strafe die Hälfte seiner Gage zurückzubehalten.

„Das geht nicht,“ erwiderte der Kassierer, „denn der Mann erhält noch keine Gage.“

„Was, keine Gage?“ schrie Betterton. „Nun dann zahlen Sie ihm zehn Schilling die Woche und behalten Sie fünf davon zurück.“

Übereinstimmend mit der englischen von Fieldings Porträt gibt es eine französische Anekdote. Der englische Maler Hogarth bat nämlich seinen Freund Fielding stets vergeblich, ihm zu einem Porträt zu sitzen. Nach Fieldings Tode klagte der Maler einst im Beisein des Schauspielers Garrick über den Eigensinn des Dichters, und daß es ihm nicht gelingen wollte, ihn aus dem Gedächtnis zu malen.

Plötzlich fragte Garrick: „Sah er etwa so aus?“

Der Maler blickte auf und war überrascht von der sprechenden Ähnlichkeit mit Fieldings Gesicht, die der Schauspieler anzunehmen wußte. Hogarth malte hiernach das Porträt Fieldings, das noch existiert.

Die französische Anekdote lautet folgendermaßen: Der Maler Jean Antoine Gros bedauerte eines Tages im Beisein Coulons, des Leibarztes Ludwigs XVIII., der über ein bedeutendes schauspielerisches Talent gebot, lebhaft, daß kein wirklich gutes Porträt des Staatsmanns Villèle vorhanden sei.

„Sie haben recht, kein einziges zeigt auch nur die geringste Spur seines Geistes und seines edlen, kraftvollen Charakters,“ erwiderte Coulon und ahmte, während er

sprach, das Gesicht und die Sprechweise des Staatsmannes so täuschend nach, daß Gros es auf der Stelle skizzierte und nach der Skizze das einzige gute Porträt Villèles malte. W. St.

Allerlei von Zwillingen. — Um einen Einblick in die Lebensbeziehungen der Zwillinge, in ihr Verhältnis untereinander und zu anderen Menschen zu gewinnen, hat der englische Forscher Galton einen Fragebogen entworfen und diesen an eine große Zahl Eltern und Erzieher von Zwillingen verschickt. Auf diese Weise erhielt er über zweiundachtzig Zwillingspaare ausführliche Berichte, woraus wir hier einige Züge mitteilen.

Bei einzelnen Zwillingspaaren gab es gar keine, bei anderen nur solche Unterscheidungszeichen, welche allein den nächsten Verwandten bekannt waren. In der frühesten Kindheit trugen die meisten Zwillinge als äußeres Kennzeichen verschiedenfarbige Bänder um den Hals. Trotzdem aber kamen Verwechslungen vor, einmal in einem Bade, so daß die Mutter nicht mehr wußte, welches Kind Fritz und welches Hans sei; dieses Versehen konnte nie aufgeklärt werden, und sein Leben lang wußte Fritz nicht, ob er nicht eigentlich der Hans sei, und umgekehrt. Ein Maler war einmal beschäftigt, dreijährige Zwillinge zu malen; er wurde darüber krank und mußte die Arbeit unterbrechen; als er genesen war und weiterporträtieren wollte, wußte er nicht, welches Klärchen und welches Gretchen vorstellen sollte. Sehr häufig kam es vor, daß der eine Zwilling statt des anderen bestraft oder ärztlich behandelt worden war. Gelang es den Eltern auch mit der Zeit, an feinen Unterschieden die Zwillinge zu erkennen, so gelang dies dem Lehrer in der Schule nie, wenn die Zwillinge, wie gewöhnlich, ganz gleich gekleidet waren. Zwei Zwillingsschwestern haben ihren Klavierlehrer oft getäuscht. Wollte die eine Schwester einmal die Stunde „schwänzen“, so ging ihre Schwester zum Unterricht an demselben Tage zweimal, ohne daß es der Musiklehrer merkte.

Bekanntlich erkennen Kinder schon in früher Jugend

ihre Eltern genau, und doch schrieb eine Tochter von ihrer Mutter, die ein Zwilling war: „Die Ähnlichkeit ihrer Züge, ihres Wuchses, ihrer Stimme und Manieren mit ihrer Zwillingsschwester war so erstaunlich, daß ich oft als Kind meine Tante für meine Mutter ansah, und wenn sie beisammen waren, glaubte ich, ich hätte zwei Mütter.“ Und ein Mann, der einen Zwillingsbruder hatte, sagte: „Wir waren uns so ähnlich, daß unsere Kinder bis zum fünften und sechsten Jahre uns nicht unterscheiden konnten.“ Zwei Zwillingsbrüder verliebten sich in ein und dasselbe Mädchen; einer derselben erhielt das Jawort, der andere erhielt es zu einer anderen Stunde irrtümlicherweise, und das Mädchen wußte nun nicht, welcher der richtige Bräutigam war.

Galton fand, daß bei Zwillingen bei zunehmendem Alter charakteristische Eigentümlichkeiten, körperliche Gebrechen u. s. w., die man in ihrer Jugend nicht bemerkte, zugleich hervortreten. Bei einzelnen Paaren zeigten sich bei zunehmendem Alter zu ein und derselben Zeit Fingerkrümmungen, andere bekamen zu gleicher Zeit zum ersten Male Zahnschmerzen, und beiden mußte gleichzeitig derselbe Zahn ausgezogen werden; auch das gleichzeitige Ausfallen der Haare, das gleichzeitige Erkranken an einer und derselben Krankheit und der gleichzeitige Tod wurde konstatiert. Ein Vater schrieb von seinen Zwillingssöhnen: „Ihr Gesundheitszustand ist sich merkwürdig ähnlich; erkrankt der eine, so ist unfehlbar nach einigen Tagen auch der andere an demselben Leiden krank, und sie werden gleichzeitig gesund. So war es mit dem Keuchhusten, den Wasserpocken, den Masern ꝛc.“ Ein anderer Vater schrieb: „Fehlt dem einen Zwilling etwas, so treten stets dieselben Symptome auch bei dem anderen auf. Der eine hatte einen Ruhranfall, und am folgenden Tag hatte der andere dieselbe Krankheit.“ C. T.

Interessante Rechenexempel. — Aus einer beliebigen Zahl leite man eine neue Zahl dadurch her, daß man die erstere umdreht, das heißt ihre Ziffern in umgekehrter Reihen-

folge schreibt, und ziehe alsdann die kleinere der beiden Zahlen von der größeren ab. Aus der erhaltenen Differenz bilde man durch Umdrehen eine neue Zahl, welche zur Differenz addiert wird, so erhält man als Summe, je nachdem die angenommene Zahl zwei- oder drei- oder vierziffrig ist und so fort, den unten angegebenen Wert. Bei der Umkehrung einer Zahl ist zu beachten, daß man die Null, an welcher Stelle sie auch erscheinen mag, genau wie jede andere Ziffer behandelt.

1. Für zweiziffrige Zahlen Resultat 99.

Beispiele:	85	70
umgedreht:	58	07
Differenz:	27	63
umgekehrt:	72	36
Summe:	99	99.

2. Für dreiziffrige Zahlen Resultat 1089.

Beispiele:	857	310	600
umgedreht:	758	013	006
Differenz:	099	297	594
umgekehrt:	990	792	495
Summe:	1089	1089	1089.

3. Für vierziffrige Zahlen. Die erste und die letzte Ziffer müssen verschieden sein; sind sie gleich, dann Resultat wie unter 1.
   a) Die beiden mittleren Ziffern sind gleich; Resultat 10,989.
   b) Die zweite Ziffer ist größer als die dritte; Resultat 10,890.
   c) Die zweite Ziffer ist kleiner als die dritte; Resultat 9999.

	a	b	c
Beispiele:	3227	5724	5274
umgedreht:	7223	4275	4725
Differenz:	3996	1449	0549
umgekehrt:	6993	9441	9450
Summe:	10,989	10,890	9999.

4. Für fünfziffrige Zahlen. Die erste und letzte

Ziffer müssen verschieden sein; sind sie gleich, dann Resultat wie unter 2.

a) Die zweite und vierte Ziffer sind gleich; Resultat 109,989.

b) Die zweite Ziffer ist größer als die vierte; Resultat 109,890.

c) Die zweite Ziffer ist kleiner als die vierte; Resultat 99,099.

	a	b	c
Beispiele:	74,045	79,576	82,367
umgedreht:	54,047	67,597	76,328
Differenz:	19,998	11,979	06,039
umgekehrt:	89,991	97,911	93,060
Summe:	109,989	109,890	99,099.

Leicht zu behaltende Resultate erscheinen, wenn man die gefundene Summe jedesmal noch durch 11 dividiert. Man erhält dann als Resultat

bei zweiziffrigen Zahlen:	9				
„ drei- „ „ :	99				
„ vier- „ „ :	999	oder	990	oder	909
„ fünf- „ „ :	9999	„	9990	„	9009.

Die angegebenen Operationen lassen sich natürlich auf Zahlen mit beliebig vielen Ziffern ausdehnen; mit steigender Ziffernzahl erhöht sich jedoch auch die Anzahl der jeweils zugehörigen Resultate. H. Roth.

Wie Friedrich der Große über Beleidigungen dachte. — Dem König wurde einmal von einem seiner Minister berichtet, daß ein Berliner Bürger in der verwegensten Weise über den König schimpfte. „Sire, er redet von Ihnen nur in Ausdrücken wie Tyrann, Despot und dergleichen. Es beseelt ihn offenbar ein grimmiger Haß gegen Eure Majestät.“

„Und was ist das für ein Mann?“

„Er heißt —“

„Ich frage nicht nach seinem Namen,“ fiel der König schnell ein, „daran liegt mir nichts. Ich möchte nur wissen, was er ist.“

„Es ist ein Berliner Bürger.“

„Sein Stand interessiert mich ebensowenig. Ich wünsche nur zu erfahren, über welche Mittel und Hilfsquellen er verfügt. Kann er zweimalhunderttausend Mann auf die Beine bringen?“

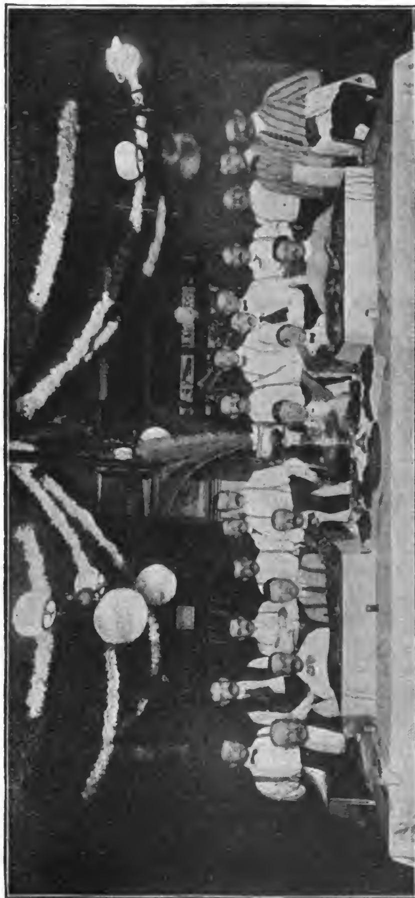
„O nein, Sire, es ist ein einfacher Privatmann.“

„O, das gibt mir meine Ruhe wieder,“ meinte Friedrich lächelnd. „Sie begreifen, daß ich, wenn dieser Mensch, der mich augenscheinlich nicht liebt, Heere gegen mich ins Feld stellen könnte, natürlich Maßregeln ergreifen müßte. Da er aber so gänzlich machtlos ist, kann ich ihn ja ruhig weiterschimpfen lassen.“ E. K.

Ein Klapperschlangenessen. — Gebratene Klapperschlangen hat gewiß noch keiner unserer Leser gegessen; auch in Amerika, wo die giftige Schlange in vielen Gegenden noch sehr verbreitet ist, gilt ihr Fleisch keineswegs als eßbar. Dennoch hat neulich zu Rochester im Staate New York ein festliches Mahl stattgefunden, bei welchem ein Hauptgang aus gebratenen Klapperschlangen mit Buttersauce bestand. Andere Gänge boten Wasserschlangen gedämpft (Stew) mit Oliven und Gurken, gekochten Python mit Eiersauce und statt Roastbeef gab es Roast-Boa-Constrictor mit jungem Gemüse. Dazwischen wurde — wohl zur Abwechslung — auch kalter Truthahn und kalte Zunge serviert. Peter Gruber, der berühmteste Klapperschlangenfänger Amerikas, genannt „Rattlesnake-Pete“, war der Veranstalter des Mahls; es fand statt zu Ehren seines Kollegen Harry Davies in Denver, Colorado, bei dem er einige Zeit zuvor Gastfreundschaft genossen hatte, welche er nun erwidern durfte.

Achtzehn Gäste waren zu dem Essen geladen; nur die wenigsten hatten eine Ahnung gehabt, welches Menü ihrer im Hinterzimmer des Restaurants, dessen Besitzer der „Klapperschlangen-Peter“ ist, harrte. Erstaunt sahen diese die seltsame Dekoration der gedeckten Tafel. Ein Glasgefäß mit einer großen lebendigen Klapperschlange stand in der Mitte, ausgestopfte Reptilien aller Art waren zwischen die Gedecke gelegt als Ersatz für die sonst üblichen Blumen. Um jedes Gedeck waren kleinere harmlose Schlangen der

trägeren Art gelegt. An den Wänden hingen zwischen allerhand Bildern Schlangenhäute, Trophäen aus Rasseln von erbeuteten Klapperschlangen und ähnliche Kuriositäten. Erweckte schon dieser Anblick bei der Mehrzahl der Gäste Unbehagen, so mußte die Lektüre der Speisenkarte dasselbe zum Grausen steigern. Und als nun die beiden Aufwärter das erste Schlangengericht auftrugen in kleinen Schüsseln, von denen jeder der Teilnehmer eine vorgesetzt erhielt, griffen die meisten nur zögernd zum Löffel, während andere sich noch besannen,



Die Teilnehmer am Klapperschlangenessen zu Rochester.

ob sie sich überhaupt zum Kosten dieser Speise würden entschließen können.

Aber der für Schlangenfleisch begeisterte Wirt ging seinen Gästen mit gutem Beispiel voran; der Ehrengast aus Denver, Professor Davies, griff tapfer zu, und nach den ersten Löffeln rühmte dieser das „Stew“ mit so begeisterten Worten, daß die anderen Mut bekamen, wenigstens zu kosten. Aber die Vorstellung, daß das Fleisch giftiger Schlangen eine schädliche Speise sein müsse, wollte bei den meisten nicht weichen. Erst der Anblick des nächsten Gerichts weckte allgemeines Vertrauen. Die Klapperschlangen waren in Stücke geschnitten, paniert und gebraten worden, als handle es sich um ein Fischgericht.



„Rattlesnake-Pete“
in seinem Rock aus Klapperschlangenhaut.
(Nach einer Photographie.)

„Peter hat uns zum besten,“ rief einer der Gäste, der skeptisch gekostet hatte, „das ist gebratener Aal!“

„Ja, es schmeckt wirklich wie Fisch,“ rief ein anderer.

Davies verschwor sich, daß es weit besser als Froschschenkel schmecke.

Jetzt war das Essen im Zuge; niemand dachte mehr an das Gift, das die Schlangen ja auch nur in ihren Giftzähnen haben. Von verschiedenen Seiten wurde der Wirt um das Rezept des Gerichtes gebeten. Doch Gruber lehnte

ab; es soll vorderhand noch sein Geheimnis bleiben. Auch die späteren Gerichte fanden Anerkennung, doch einigte man sich am Schluß dahin, daß das gebratene Klapperschlangenfleisch am besten geschmeckt habe.

Natürlich bildete beim Essen das Fangen und Zähmen der großen Giftschlangen das Hauptthema der Unterhaltung. Beim Dessert nahm Professor Davies die lebende Klapperschlange aus dem Glasbehälter in der Mitte der Tafel und spielte mit ihr und anderen. Er ließ sie sich um seinen Hals ringeln, schlang sie in Knoten und ließ ihren Kopf auf seiner flachen Hand ruhen. Dann öffnete er sein Hemd und ließ die Schlange für eine Weile mit dem Kopf hineinschlüpfen. Den erstaunten Zuschauern erklärte er, daß die Klapperschlange nur beiße, wenn sie gereizt werde. Außerdem müsse der Kopf der Schlange fünf bis sechs Zoll vom Ziele entfernt sein, um zu einem Biß auszuholen. Dann öffnete er den Mund der Schlange und legte mit Hilfe eines Taschenmessers die Giftzähne bloß. — Schon Brehm hat berichtet, daß solche Experimente möglich sind; aber er fügt hinzu, daß der Umgang mit Giftschlangen doch höchst gefährlich bleibe. Fast alle Schausteller dieses Schlags büßen früher oder später eine kleine Unvorsichtigkeit mit dem Leben. J. P.



Harry Davies, mit Klapperschlangen spielend.
(Nach einer Photographie.)

Vorschläge eines Kronprätendenten. — Louis de Bourbon-Naundorf, ein angeblich verkannter, aber „allein legitimer“

Erbe der Krone des heiligen Ludwig, der sich ab und zu der Welt in Erinnerung bringt, hat erst jüngst wieder ein Schreiben an die Redaktion des „Journal des Debats“ gerichtet, das also lautet: „Da man gegenwärtig die Frage der Durchquerung des Ozeans durch eine Eisenbahn erörtert, benachrichtigen Wir Sie, daß Wir schon am 20. Februar 1883 Unserem Oheim, König Heinrich V., das Projekt einer 500 Meter breiten und 30 Meter hohen Chaussee vorgelegt haben, die mittels besonderer Pfähle mitten im Ozean über dem Niveau des Meeres anzulegen wäre und Brest mit New York zu verbinden hätte. Das Unternehmen hätte den Zweck, die leider noch sehr häufigen Schiffbrüche zu verhüten. Man tut aber immer nur die Hälfte von dem, was Wir vorgeschlagen haben. Wir haben auch vorgeschlagen, daß man die zur menschlichen Nahrung bestimmten Tiere in einer weniger grausamen Weise töten soll als jetzt. Bei jedem Tiere, das den Tod kommen fühlt, ist das Blut verdorben durch die instinktive Furcht vor dem Hintritt, und das Kochen und Braten des Fleisches zerstört oft nicht die Mikroben und Bazillen, die durch den Schreck vor der Vernichtung entstehen. Wir haben ferner vorgeschlagen, daß man das Brot auf mechanischem Wege machen soll, da die Art der Herstellung weniger Gefahren bietet und daher im Interesse des Bäckers und des Verzehrers liegt. Das ergibt sich aus der dreiaktigen Trilogie in Versen, die Wir Ende 1894 der „Comédie Française“ zur Aufführung übergeben haben; aber sie ist zurückgewiesen worden. Sie war eben nicht idiotisch genug, um diesen gewöhnlichen Komödianten Unserer Ahnen zu gefallen.“ E. K.

Ein desertiertes Landwehrbataillon. — Die Militärmacht des vormaligen Fürstentums Fulda bestand zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts aus zwei Landwehr-Infanteriebataillonen. Dieselben erhielten im Jahre 1814, als die Heere der Verbündeten der nach Frankreich zurückweichenden Armee Napoleons I. auf verschiedenen Punkten über den Rhein nachsetzten, den Befehl, in das südliche Frankreich einzumarschieren, wohin sie ihren Weg durch die Schweiz

nahmen und in Genf einrückten, dann nach Grenoble und Besançon marschierten und längere Zeit in Lyon garnisonierten, ohne jedoch dabei Gelegenheit zu finden, sich an irgend einem Gefechte zu beteiligen. Denn sie hatten sich auf ihrem Marsche keineswegs übereilt, und als sie in Lyon einrückten, waren die Verbündeten bereits in Paris eingezogen (31. März 1814). Ihr Rückmarsch in die Heimat ging nicht minder langsam von statten, denn an der Beschleunigung desselben hatten die Offiziere, welche sich in den schönen Landschaften des südlichen Frankreichs und Süddeutschlands sehr wohl fühlten, kein besonderes Interesse. Die Mannschaften aber litten schwere Entbehrungen, da sie keinen Sold bekamen. Auch fühlten viele von ihnen, welche verheiratet waren, Heimweh und Sehnsucht nach Frau und Kindern, zumal sie, nachdem zu Paris bereits der Friede geschlossen war (30. Mai 1814), nicht einsahen, warum sie noch so lange von Haus, Hof und Geschäft abwesend sein sollten. Hieraus entsprang bei vielen der Entschluß, sich ohne weiteres bei passender Gelegenheit nach Hause zu begeben, welchen sie zur Ausführung brachten, als sie in und um Heidelberg längere Zeit im Quartier liegen mußten. Während eines dort am 19. Juni 1814 von den Offizieren veranstalteten Balles, zu welchem die Militärmusik spielen mußte, und welcher die ganze Nacht hindurch dauerte, rotteten sich unter Anführung zweier Unteroffiziere namens Gaß und Rammandel etwa 300 Mann des Bataillons, welches größtenteils in Ladenburg und in Schriesheim lag, zusammen, rückten in möglichster Stille nach Heidelberg vor das Quartier ihres Obersten v. Zobel, wo sich die Fahne befand, welche sie mitzunehmen beschlossen hatten, um nicht als fahnenflüchtig zu erscheinen, zwangen den Posten, sie einzulassen und sich ihnen anzuschließen, holten die Fahne heraus und suchten noch in derselben Nacht das Weite.

Am nächsten Morgen, als man ihren Abzug gewahrte, hatten die Deserteure schon einen Vorsprung von mehreren Stunden erlangt. Der Oberst v. Zobel, welcher auch noch das erste Landwehrbataillon kommandierte, verzichtete des=

halb auf eine Verfolgung der Ausreißer, zumal er sich auf seine in gleicher Lage mit denselben befindlichen Truppen nicht fest verlassen konnte. Auch marschierten die Deserteure wohlweislich nicht auf der Landstraße, sondern auf Seitenwegen davon und vermieden namentlich Städte, in welchen Garnisonen lagen, wie Frankfurt a. M. und Hanau, zogen vielmehr über den Vogelsberg und Lauterbach in die Nähe von Fulda.

Als der damalige Kommandant dieser Stadt, Oberst v. Buseck, von dem Herannahen des desertierten Bataillons Kenntnis erhielt, erschrak er nicht wenig, da Fulda damals von Truppen fast gänzlich entblößt und demnach einem etwaigen gesetzwidrigen Vorgehen der Deserteure gegenüber schutzlos war. Buseck ließ daher alsbald die Stadttore, soweit sie verschließbar waren, schließen und von einigen ihm noch zu Gebote stehenden Veteranen mit geladenen Gewehren bewachen. Dies hatte jedoch bloß zur Folge, daß die Landwehrleute truppweise durch die übrigen, nicht verschließbaren Tore in die Stadt einzogen, wo sie sich auf dem Domplatze versammelten. Von da rückten sie vor das Haus des Obersten, brachten ihm die Fahne und erboten sich, eine Wache vor sein Haus zu stellen. Die Fahne nahm Buseck an, die Wache aber lehnte er ab.

Nun verlangten die Ankömmlinge auch Quartier bei den Bürgern, welches ihnen auch, in den meisten Fällen sogar gern, gewährt wurde. An den beiden ersten Tagen trieben sie sich lustig auf den Straßen und in den Wirtshäusern umher. Doch schon am dritten Tage nahm die Situation für sie eine ernste Wendung. Denn die Garnisontruppen von Frankfurt, Hanau und Aschaffenburg waren zusammengezogen und den Deserteuren nachgesandt worden und rückten nun in Eilmärschen nach Fulda vor.

Als die Deserteure dies erfuhren und das Bedenkliche ihrer Lage erkannten, sammelten sie sich wieder bewaffnet auf dem Domplatze. Dort wurden sie jedoch bald von den Truppen umzingelt, die beiden Geschütze mit Kartätschen geladen und vor ihnen schußfertig aufgepflanzt. Der Oberst

v. Buseck forderte die Deserteure auf, sich zu ergeben und die Waffen niederzulegen. Diese erbaten sich eine Bedenkzeit, worauf ihnen eine Frist von zehn Minuten gewährt wurde mit der Drohung, daß sie nach deren fruchtlosem Verlaufe zusammengeschossen werden würden.

Da sie nun einsahen, daß an einen erfolgreichen Widerstand nicht zu denken war, so ergaben sie sich auf Gnade und Ungnade, wurden hierauf sofort entwaffnet und als Gefangene teils in die Kaserne, teils in das Zeughaus und andere öffentliche Gebäude abgeführt. Die Rädelsführer wurden zunächst in die Kasematten der Hauptwache eingesperrt, sodann unter scharfer Bewachung nach Frankfurt a. M. gebracht und dort vor ein Kriegsgericht gestellt. Einer derselben, Kammandel, hatte sich jedoch schon am Tage vor der Kapitulation der Deserteure davongemacht und soll in holländische Militärdienste getreten und in Batavia gestorben sein. Das Kriegsgericht verurteilte die Urheber und Anstifter der Desertion zum Tode durch Pulver und Blei. Wegen der Eigentümlichkeit des Falles jedoch, da sie, buchstäblich genommen, die Fahne nicht verlassen und auch nicht aus Feigheit, sondern aus Heimweh den eigenmächtigen Rückmarsch angetreten hatten, wurde die Todesstrafe nicht an ihnen vollzogen, sondern in Spießrutenlaufen umgewandelt. Die übrigen Landwehrleute wurden als Verführte betrachtet, in kleineren Abteilungen teils nach Poppenhausen in der Rhön, teils nach Brückenau und Hammelburg verlegt, dort noch einige Zeit im Dienst behalten und dann in ihre Heimat entlassen. Die Fahne dieses Bataillons aber, welche von Frauen und Jungfrauen Fuldas aus blauem Seidenzeuge angefertigt und mit Stickereien versehen worden war, welche auf der einen Seite den Schutzpatron Fuldas, Bonifazius, auf der anderen ein achteckiges Kreuz darstellten, wurde später nach Kassel ins Zeughaus gebracht und soll dort noch zu sehen sein.

R. v. B.

Ein interessanter Trinkbecher. — Bei den Hofjagden in Letzlingen, ferner in Hubertusstock u. s. w. gelangt ab

und zu ein alter Trinkbecher, der für gewöhnlich in dem Kaiserzimmer des Jagdschlosses Letzlingen aufbewahrt wird, zur Verwendung. Er stammt von König Friedrich Wilhelm III. her und besteht aus den Geweihstangen eines starken Hirsches, dessen Geweihkrone ausgehöhlt ist, um darin einen silbernen Becher, der etwa eine halbe Flasche Champagner aufnehmen kann, festzuhalten. Der Rand dieses Bechers befindet sich zwischen der Gabel des Geweihes, und nur dadurch, daß man das Gesicht zwischen die Gabel klemmt, wird es möglich, aus dem Becher zu trinken. Wer einen dicken Kopf hat oder sonst ungeschickt ist, begießt sich unfehlbar beim Trinken. Dieser Becher wird nun bei der Jagdtafel regelmäßig den jüngsten Jagdgästen des Kaisers überreicht, welche unter Aufmerksamkeit der Jagdgesellschaft den Becher auf das Wohl der Kaiserin leeren müssen. Geschieht dies, ohne daß etwas von dem Wein vorbeiläuft, so wird dies von dem Kaiser und seinen Gefährten rühmend anerkannt, im anderen Falle werden die ungeschickten Trinker — und dies sind bei der abnormen Form des Bechers die meisten Jagdgäste — gründlich ausgelacht. Auf diesen lustigen Zweck bezieht sich auch die Inschrift, die auf der silbernen Platte an dem Geweihbecher angebracht ist. Sie lautet wörtlich: „Von Seiner Majestät dem König an Ihre Majestät die Königin. Mit der Bitte, gestatten zu wollen, daß dieser problematische Becher bei den großen Jagdpartien in Ihrer Majestät Namen den Jagdjüngsten vorgesetzt werde, um auf Ihre Majestät Gesundheit zu trinken, ohne sich zu besabbern. Fritz.“ E. K.

Verbrechen als Reklame. — Den Grund zu der recht einträglichen Praxis eines jungen deutschen Zahnarztes, der sich in London niedergelassen hatte, legte, sonderbar genug, ein Dieb, den der Zahnarzt beim Stehlen überraschte. Rudolf St. war, nachdem er seine Studien in Deutschland beendet hatte, zu seinem Vater, der die Interessen eines deutschen Bankhauses in London wahrnahm, gegangen und hatte sich in der englischen Hauptstadt niedergelassen. Aber Praxis wollte sich lange Zeit hindurch nicht einstellen. Ob

die Engländer zu dem jungen Deutschen kein Vertrauen hatten, oder was sonst die Ursache war, wußte er nicht, kurz sein Sprechzimmer blieb einen wie den anderen Tag öde und leer. Eines Abends, als er aus seinem Schlafzimmer noch einmal ins Sprechzimmer zurückkehrte, um ein vergessenes Buch zu holen, befand er sich einem vierschrötigen Kerl gegenüber, der eben im Begriff gewesen war, den Schreibtisch aufzubrechen. Der junge Zahnarzt verlor keinen Augenblick die Geistesgegenwart.

„Was wünschen Sie?" redete er den Einbrecher an.

Dieser fand keine bessere Ausrede, als zu sagen: „Ich habe schreckliche Zahnschmerzen, und da dachte ich —"

Resolut seinen Operationsstuhl vorrollend sagte der Zahnarzt: „Setzen Sie sich!"

Noch ehe der gänzlich verblüffte Dieb wußte, wie ihm geschah, saß er im Sessel des Arztes.

„Welcher Zahn ist es? Aha! Ich sehe schon."

Mit diesen Worten steckte er dem Dieb einen Gummiknebel in den Mund, im nächsten Augenblick hatte er ihm auch schon eine Chloroformmaske über Mund und Nase gestülpt, Chloroform darauf geträufelt, und in kürzester Frist war der Dieb bewußtlos.

Nun schlug der Zahnarzt Lärm, und wenige Minuten nachher hatten Polizisten den noch ohnmächtigen Dieb gefesselt.

Als am anderen Morgen der Einbrecher dem Untersuchungsrichter vorgeführt wurde, und der Zahnarzt die Geschichte, wie er den Dieb gefangen hatte, erzählte, wunderte er sich nicht wenig, als man ihm erklärte, daß der Gefangene einer der bekanntesten Londoner Einbrecher sei, den man schon längst gesucht habe. Natürlich bemächtigten sich die Zeitungsreporter des dankbaren Stoffes, und am Abend desselben Tages prangte in vielen Zeitungen das Bild des kühnen deutschen Zahnarztes, und darunter stand die Geschichte der Gefangennahme des Einbrechers. Eine wirksamere Reklame hätte niemand ausdenken können, und Patienten über Patienten eilten dem jungen Deutschen zu. Da er ebenso

tüchtig als kaltblütig und besonnen war, behielt er seine Praxis, so daß er jetzt zu den gesuchtesten Zahnärzten Londons zählt. —

Ebenfalls ein Verbrechen machte eine äußerst wirksame Reklame für einen Schriftsteller. Unter der Mannschaft des Segelschiffes „Leonard", das von Hull nach Rio de Janeiro unterwegs war, brach mitten auf dem Atlantischen Ozean eine Meuterei aus. Der Kapitän wurde von den Meuterern erschossen, der erste Offizier über Bord geworfen, und den zweiten Offizier rettete nur der Umstand, daß die Meuterer jemand haben mußten, der das Schiff zu lenken verstand. Sie zwangen ihn, den Kurs zu ändern und auf den Amazonenstrom zu setzen. Wohl wußte der Offizier, daß auch er ermordet werden würde, sobald das Schiff in Sicht von Land käme, und deshalb war er auf ein Mittel bedacht, seine Lage bekannt zu geben. Es gelang ihm, sich in den Besitz einer Anzahl Flaschen zu setzen. So oft er nun einen Augenblick Zeit fand und sich unbeobachtet sah, schrieb er in knappen Worten die Geschichte der Meuterei, den Namen des Schiffes und seinen Kurs auf Blätter, die er aus einem Buch herausriß, das er gerade las und welches den Titel „Ein Seeheld" trug. Die Blätter steckte er in die Flaschen und warf sie Nachts über Bord.

Eine dieser Flaschenposten wurde glücklicherweise schon bald von dem brasilianischen Kanonenboot „Chiquita" aufgefischt. Und da der Offizier so vorsichtig gewesen war, jedesmal, wenn er eine neue Flaschenpost absandte, die Windrichtung und den zuletzt aufgenommenen Längen- und Breitengrad, wo sich das Schiff befunden hatte, anzugeben, so gelang es dem Kriegsschiffe leicht, das Schiff der Meuterer aufzufinden. Den Meuterern ebenso unerwünscht als unerwartet befand sich bei Sonnenaufgang eines Morgens das Kriegsschiff neben dem „Leonard". Soldaten kamen herüber, die Meuterer wurden überwältigt und gefesselt auf das Kanonenboot überführt. Das Schiff aber wurde mit brasilianischen Matrosen bemannt und setzte dann unter dem Befehl des geretteten Offiziers die Reise nach Rio de Janeiro

fort. Sieben der Meuterer wurden gehängt, die übrigen erhielten lange Freiheitsstrafen.

Durch diese Flaschenpost nun wurde das Buch und der Name des Autors (John Parminter) überall bekannt, und viele Tausende von Exemplaren seines Romans „Ein Seeheld“ wurden in kurzer Zeit verkauft. W. Stelljes.

Treue eines Dieners. — Der Vater des Reformators des englischen Postwesens, Sir Rowland Hill, hatte einen Diener, der dreißig Jahre lang seinem Herrn, einem Arzte, treu gedient und als Muster der Zuverlässigkeit gegolten hatte. Bei seiner Beerdigung hielt ihm Doktor Hill eine Gedächtnisrede. Aber wie erstaunten die Zuhörer, als der Redner nach einer Schilderung des trefflichen Charakters und der tadellosen Führung seines verstorbenen Dieners erklärte, dieser ebenso kluge wie gewissenhafte, gewandte und bescheidene Mann sei vormals ein — Straßenräuber gewesen. „Vor dreißig Jahren,“ berichtete Hill, „hielt mich derselbe Mensch auf der Landstraße an und forderte mit vorgehaltener Pistole mein Geld. Ohne zu erschrecken, ließ ich mich in ein Gespräch mit ihm ein und fragte ihn, was ihn denn zu einem so strafbaren und gefährlichen Handwerk habe verleiten können.“ Und nun erfuhr er: der Räuber sei früher Kutscher gewesen, jetzt aber stellenlos und, weil er ohne Zeugnisse sei, könne er keinen anderen Dienst erlangen. Er habe sich daher nicht mehr anders zu helfen gewußt, als daß er zum Räuberhandwerk gegriffen habe. „Wir sprachen länger miteinander,“ fuhr der Doktor fort, „ich bot ihm an, in meinen Dienst zu treten, und der Straßenräuber willigte ein. Seitdem ist er ein musterhafter Diener gewesen. Nach dreißig Jahren starb er in Frieden statt auf dem Schafott. Bis zu dieser Stunde blieb diese Geschichte zwischen ihm und mir ein Geheimnis.“ E. K.

Büffelfähre auf den Philippinen. — Die Besitznahme der Philippinen durch die Amerikaner, die jetzt im wesentlichen vollendet ist, wird für diese ferne Inselgruppe des ostindischen Archipels ohne Zweifel einen gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung zur Folge haben. Gegenwärtig

allerdings sind die Verkehrsverhältnisse mit Ausnahme der nächsten Umgebung der Hauptstadt Manila auf der Insel Luzon noch erbärmlich, und der natürliche Reichtum des Bodens kann daher nur in ganz geringem Umfange ausgebeutet werden. Nötig ist zur Erschließung der Inseln vor allem der Bau von Eisenbahnen, Landstraßen und



Wasserbüffelfähre auf den Philippinen.

Brücken. Wie es bis jetzt noch in dieser Beziehung bestellt ist, davon gibt uns unser Bild, das eine Büffelfähre auf den Philippinen darstellt, einen drastischen Beweis. Da im Innern der Inseln Brücken über die zum Teil breiten Flüsse ebensowenig vorhanden sind als ordentliche Fähren, so helfen sich die der malaiischen Rasse angehörigen Tagalen auf höchst einfache Weise, indem sie ihre gebrechlichen Boote von einem Wasserbüffel über den Fluß oder Strom ziehen lassen. Der asiatische Büffel, der dort als Haustier die Stelle unseres Ochsen vertritt und in gezähmtem Zustande

sowohl als Lasttier, wie als Zug- und Reittier verwendet wird, hat die für jene tropischen Gegenden unschätzbare Eigenschaft, sich im Wasser und Sumpf ebenso leicht fortzubewegen als auf festem Lande, und da er ein ausdauernder Schwimmer ist, so wird er seinen Dienst als Motor der Fährboote wohl so lange versehen, bis die amerikanische Dampffähre ihn ablöst. F. Z.

Das gemalte Ordenskreuz. — Dem berühmten französischen Maler Horace Vernet diente zu einem seiner Schlachtenbilder ein Sergeant der Chasseurs d'Afrique als Modell. Der Mann erschien ihm eines Tages traurig und niedergeschlagen, und er fragte ihn daher, was ihm denn fehle. Der Sergeant wollte erst nicht mit der Sprache heraus, dann aber schüttete er dem Maler sein Herz aus. Er war für das Kreuz der Ehrenlegion vorgeschlagen gewesen, war aber ungerechterweise übergangen worden. Der Kummer des braven Soldaten brachte den Künstler auf eine gute Idee. Er erwartete für den nächsten Tag einen Besuch des Königs Ludwig Philipp und malte deshalb die Dekoration in auffallenden Farben auf des Soldaten Brust.

Als der König das Atelier betrat und das neue Bild besichtigte, bemerkte Vernet mit scheinbarem Bedauern: „Übrigens habe ich mich geirrt; ich glaubte, dieser Soldat, der ganz großartige Dienste geleistet hat, wäre dekoriert, aber darin habe ich mich, wenn ich recht berichtet bin, getäuscht. Es ist schade, denn der Orden macht sich auf dem Bilde ganz ausgezeichnet."

Der König erwiderte sofort lebhaft: „Sie haben recht. Wischen Sie das Kreuz nicht fort, es ist ganz an seinem Platz; ich werde Ihnen ein richtiges schicken, das Sie Ihrem Modell in meinem Namen übergeben können." L—n.

Wie man früher Handwerksmeister wurde. — Wie man in Schleswig-Holstein ehedem Meister werden konnte, läßt sich aus einem Plöner Zunftprotokoll ersehen, welches beweist, daß selbst zur Zeit der engherzigen Zünfte nicht immer alle die strengen Regeln innegehalten wurden, in denen, wie man heute nicht selten hört, damals das Handwerk

seinen goldenen Boden gefunden haben soll. Kam da eines guten Tages, im April 1770, der Tischlergeselle Friedrich August Klein und stellte bei der Tischlerzunft den Antrag, Meister zu werden, obwohl er noch nicht ein volles Jahr aus der Lehre war. Man gab ihm deshalb den Bescheid, er möge gefälligst zunächst entweder die „verordnungsmäßigen drei Jahre“ auf sein Handwerk reisen oder auch die königliche Dispensation von den Wanderjahren einholen. Friedrich August Klein hatte offenbar zum Wandern keine Lust und wählte daher das Mittel der Dispensation, scheint aber überhaupt ein besonders braver Gesell nicht gewesen zu sein.

Denn schon im Mai desselben Jahres hatte er sich vor der Gesellenlade darüber zu verantworten, daß er dem Meister Schnack, bei dem er sich auf drei Wochen verdungen, schon nach drei Tagen aus der Arbeit gelaufen sei. Klein wurde verurteilt, das Arbeitsverhältnis innezuhalten und obendrein einen Taler Strafe zu zahlen, wogegen er jedoch ans Gericht appellierte.

Ein Jahr später, am 30. März 1771, requirierte der Gesell die Zunft zur Vorzeigung seines Meisterstückes, einer furnierten Kommode, die jedoch nicht die Zufriedenheit der Amtsmeister fand. Denn diese erklärten einstimmig: „1. daß es nicht linealmäßig sei; 2. daß die Furnierung mit Wachs ausgefuget; 3. daß die Schubladen nicht gleich, so die oberste nicht in die mittelste und unterste geht, wie sich gehört; 4. daß die Schubladen so abstehend, daß ein guter Messerrücken dazwischen gehet, welches sich nicht gehört; 5. die Zahnstriche in der Furnierung überall zu sehen, welches nicht sein müßte; 6. die Schweifung nicht akkurat; 7. das ganze Stück und die Furnierung von nassem Holze.“

Natürlich erkannte das Amt die Kommode nicht als Meisterstück und, wegen des nassen Holzes, auch nicht als brauchbares Stück Möbel an. Klein aber war ein echter Querulant, appellierte an den Magistrat, und dieser erkannte, daß er Meister werden sollte, wenn er die Unkosten erstatten und zwei Taler Strafe zahlen wollte „wegen

des schlechten Meisterstücks". Der Geselle erlegte in Summa sechs Taler und wurde Meister. Th.

Eine interessante Inselgruppe. — Man sollte es kaum für möglich halten, daß es im Atlantischen Ozean, der den europäischen Kulturvölkern doch am nächsten liegt, eine ziemlich unbekannte Inselgruppe gibt. Es sind die Salvages, die ziemlich genau unter dem 30. Breitengrade zwischen der Insel Madeira und den Kanarischen Inseln liegen und den Portugiesen gehören. Sie sind vulkanischen Ursprungs und werden wegen der sie umgebenden gefährlichen Riffe von den Schiffen gemieden. So kommt es, daß man fast nie von ihnen hört oder über sie liest. Entdeckt wurden sie schon bald nach der Entdeckung von Madeira im Jahre 1419 und zwar durch portugiesische Seeleute. Ein Versuch der Besiedlung, von dem noch heute die Ruinen von Gebäuden, von einer Zisterne und einer Kanalisation sprechen, scheiterte an dem Mangel an Süßwasser. Die wilden Ziegen und Kaninchen, die heute in ungeheuren Mengen die Inseln bevölkern, werden als die mehr oder weniger entarteten Nachkommen von Haustieren betrachtet, die von den Kolonisten des 15. Jahrhunderts eingeführt wurden.

Die Inseln wurden von den Königen von Portugal immer an den Regierungsbeamten von Madeira verliehen. Zuletzt waren sie im Besitze eines Herrn de Poronha in Madeira, der 1897 starb. Seitdem haben die Erben die Inseln zum Verkauf ausgeschrieben. Wer Lust hat, kann sich also diese Inselgruppe erstehen und auf ihr ein Leben in königlicher Unabhängigkeit führen. Viel Geld wird dazu wohl nicht gehören.

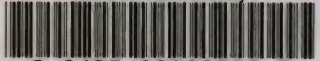
Die drei größten Inseln haben eine Fläche von 5, 3 und 1 Quadratkilometer; die größte, Salvage Grande genannt, hat einen fast kreisförmigen Umriß und tiefe Buchten auf der südlichen und südwestlichen Seite, sonst ist sie überall von steilen, unzugänglichen Felsufern eingefaßt. Aus diesem Grunde und wegen der zahlreichen Riffe ist die Annäherung bei schon mäßig bewegter See unmög-

lich. Der höchste Punkt der Insel liegt 140 Meter über dem Meere. Von ihm aus ist der große Pik von Teneriffa in einer Entfernung von 108 Meilen im Südwesten sichtbar.

Die Eigentümer der Inselgruppe pflegten bisher in gewissen Zeitabständen von Madeira aus ein Segelboot mit einigen Arbeitern nach den Inseln zu senden, die dort der Jagd oblagen und Farbenmoose sammelten, das einzige einigermaßen wertvolle Pflanzenerzeugnis. Im letzten Jahrzehnt fand regelmäßig im September eine Vogeljagd statt, die allerdings eigentlich nur in der Einsammlung von jungen Sturmtauchern bestand. Jedes Jahr wurden durchschnittlich 22,000 junge Vögel dieser Art aus den Nestern genommen. Die Verwertung bestand in einigen hundert Tonnen eingesalzenen Fleisches und Öls und einigen zwanzig Ballen Federn. O. v. B.

Eine einträgliche Schere. — Vor kurzem ließ sich Lord Salisbury, der bisherige englische Premierminister, bei einem Friseur, dessen Laden er sonst nicht zu besuchen pflegte, die Haare schneiden. Der Haarkünstler hatte seinen vornehmen Kunden sofort erkannt, ließ sich aber, solange er denselben unter den Händen hatte, nichts merken. Zwei Tage später kam der Minister an demselben Laden vorüber, und zufällig fiel sein Blick auf das Schaufenster. In demselben hing ein großer Zettel, vor dem sich eine zahlreiche Menschenmenge drängte. Endlich gelingt es ihm, an das Fenster heranzutreten, und wer beschreibt sein Erstaunen, als er dort die in dicken Buchstaben prangende Ankündigung liest: „Haarschneiden zwei Schilling. Mit derselben Schere, mit der ich Lord Salisbury die Haare geschnitten habe, sechs Schilling." Das Geschäft schien glänzend zu gehen, denn das Publikum drängte sich förmlich in den Laden hinein. L—n.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.


The Ohio State University
3 2435 08022382 9

THE OHIO STATE UNIVERSITY BOOK DEPOSITORY
D AISLE SECT SHLF SIDE POS ITEM C
8 06 12 28 8 13 021 6